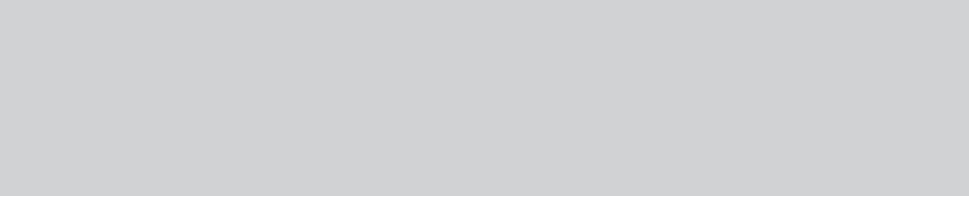


Sprechen am Mikrofon bei Schweizer Radio DRS



Unsere journalistischen Leistungen finden den Weg zum Publikum über die Ohren. Schweizer Radio DRS wird an dem gemessen, was es in unseren Programmen tagtäglich zu hören gibt. Journalistische Qualität beim Radio umfasst immer auch journalistisches Sprechen; erst ein klares, dem Publikum zugewandtes Sprechen am Mikrofon ermöglicht Publikumsnähe und Glaubwürdigkeit.

Mit unserem Leitbild, unseren publizistischen Leitsätzen und unserem Handbuch «Informationsjournalismus bei Schweizer Radio DRS» haben wir Orientierungspunkte für unsere journalistischen Angebote gesetzt. Nun legen wir unter dem Titel «Sprechen am Mikrofon bei Schweizer Radio DRS» die Broschüren «Mundart sprechen am Radio» und «Deutsch sprechen am Radio» in überarbeiteter Form neu auf und geben damit einen Orientierungsrahmen für das Wie des Sprechens am Mikrofon.

«Sprechen am Mikrofon bei Schweizer Radio DRS» macht aufmerksam auf die Zusammenhänge zwischen Sprechausdruck und Höreindruck und beschreibt die mündlichen Standards, an die wir uns bei Schweizer Radio DRS aus Gründen der Hörverständlichkeit halten.

Die vorliegende Schrift liefert Kriterien für die kontinuierliche Reflexion über Wirkungen von Beiträgen und Sendungen und trägt damit zu einer verbindlichen Feedback- und Kritik-Kultur bei. Sie unterstützt die Verantwortlichen bei der Auswahl neuer Stimmen und beim Mitarbeitendengespräch. Für neue Mitarbeitende ist sie ein Lehrmittel in der journalistischen Grundausbildung und in der Sprechausbildung, und sie ist Orientierungshilfe in der Fortbildung, bei der kontinuierlichen Arbeit an der sprachlichen und sprecherischen Kompetenz unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Mikrofon.

Wir wollen mit «Sprechen am Mikrofon bei Schweizer Radio DRS» zu einem professionellen Sprechen beitragen, einem Sprechen, das die journalistische Qualität von Schweizer Radio DRS zur Geltung bringt, einem Sprechen, das verständlich und publikumsnah ist, das kompetent und glaubwürdig wirkt.

Walter Rüegg, Radiodirektor

Inhaltsverzeichnis

- 5 Vorwort des Radiodirektors**
- 9 Einleitung**
- I 11 Sprechen am Mikrofon**
 - 11 Einfach ganz natürlich
 - 12 Warum und wozu?
 - 13 Wann und wo?
 - 14 Wer spricht? Als wer?
 - 14 Worüber?
 - 15 Zu wem? Mit wem? Für wen?
- II 19 Sprechausdruck und Höreindruck**
 - 20 Stimme und Melodie
 - 22 Lautstärke und Betonung
 - 23 Tempo und Pausen
 - 25 Aussprache
- III 27 Dialekt, Umgangssprache und Standardsprache in der deutschen Schweiz**
 - 27 Dialekt als Umgangssprache
 - 28 Die mediale Diglossie
 - 29 Schweizerhochdeutsch – die Standardsprache für die deutsche Schweiz
- IV 35 Zur Aussprache der Standardsprache bei Schweizer Radio DRS**
 - 35 Wie deutsch, wie schweizerisch?
 - 38 Vokale
 - 44 Konsonanten
 - 53 Orts- und Eigennamen
- V 57 Schreiben fürs Hören**
 - 57 Zwei unterschiedliche «Grammatiken»
 - 59 Unterschiedliche Produktions- und Rezeptionsbedingungen
 - 62 Spontane und geplante Mündlichkeit

- VI 65 Tipps, damit Texte hörverständlich werden**
 - 65 Ebene Wort
 - 69 Ebene Satz
 - 74 Ebene Text

- VII 77 Mundart texten**
 - 77 Zwei unterschiedliche Haltungen: «konservativ» und «pragmatisch»
 - 78 Was richtig ist, und was falsch ist
 - 80 Regionale Dialektgrenzen
 - 83 Die Sprache der Alten, die Sprache der Jungen
 - 84 Wahl der Stil-Ebene: Sprechen am Radio als «öffentliches» Sprechen
 - 85 Standardsprachliches in den Dialekten

- VIII 93 Tipps zur Verwendung der Mundarten**
 - 93 Mundart-Formen brauchen
 - 97 Vorzüge des Mundartwortschatzes ausnützen, aber situationsangemessen
 - 98 Mundarttexte lesbar schreiben
 - 100 Mundarttexte vorlesen

- IX 103 Live-Kompetenz: zwischen vorlesen und frei sprechen**
 - 103 Statt vorlesen: neu denken
 - 104 Sichtbar machen, was hörbar werden soll
 - 108 Zwischen «frei» und «gebunden»
 - 114 Zweierlei Maschinen

- 116 Zeichen der Lautschrift**

- 118 Literaturverzeichnis**

- 123 Links**

- 126 Impressum**



Wir freuen uns sehr, mit dieser Broschüre einige unserer Gedanken und eine Reihe von Empfehlungen zum Sprechen am Mikrofon bei Schweizer Radio DRS vorlegen zu können. Vieles davon mag auch für andere Sprechsituationen gelten, in denen Leute öffentlich zu anderen sprechen, zum Beispiel in Schulen und Universitäten, Kirchen, Parlamenten und Gerichten, Meetings und Tonstudios.

Unsere Perspektive ist die von Ausbilderinnen und Ausbildern von Schweizer Radio DRS: Im Rahmen der hausinternen radiojournalistischen Grundausbildung und der permanenten Fortbildung bieten wir sowohl den angehenden wie auch den erfahrenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am Mikrofon Gelegenheiten zum Reflektieren, zum Experimentieren und zum Trainieren. Solche Angebote sind verbunden mit der Einladung, Perspektiven zu wechseln: Wir fragen auch nach dem konkreten Auftrag, nach dem Profil der Sendung, des Senders und den erwünschten Wirkungen, und wir versuchen, die Produktionsbedingungen zu verstehen. So arbeiten wir möglichst nahe am Programm von Schweizer Radio DRS und möglichst konkret am aktuellen Anliegen.

Was in dieser Broschüre zusammengekommen ist, basiert zum einen Teil auf den Erkenntnissen der Medienrhetorik, der Sprechwissenschaft und der Linguistik; zum andern Teil verdanken wir es all jenen, die uns in den vergangenen Jahren in vielen Workshops und Einzelstunden Gelegenheit gegeben haben, mit ihnen zusammen nachzudenken, auszuprobieren, zu üben und zu lernen. Vielleicht liegt darin auch für die Zukunft ein Erfolgsrezept von Schweizer Radio DRS: dass hier Stimmen zu hören sind, in denen mitklingt, dass sie nicht immer schon alles wissen und immer schon alles können.

Wir danken all jenen, die die vorliegende Broschüre kritisch gegengelesen haben, speziell Herrn Prof. Peter Sieber von der Universität Zürich und den Studierenden seines Seminars «Zur Pragmatik des gesprochenen Schweizer Hochdeutsch».

Ein paar Grundgedanken zum Sprechen am Mikrofon kommen in dieser Broschüre mehrmals vor; wir haben diese Überschneidungen stehen lassen, damit die verschiedenen Kapitel auch für sich alleine gelesen werden können. So können Sie bei den Inhalten zu lesen beginnen, die Sie gerade interessieren.

Werner Geiger, Madeleine Hofer, Thomas Kropf, Robert Schmid
Ausbildung Schweizer Radio DRS



Einfach ganz natürlich

Sprechen am Mikrofon ist öffentliches Sprechen, ist Sprechen «zum Fenster hinaus». Es unterscheidet sich in vielem vom natürlichen Miteinandersprechen im Alltag.

Beim Miteinandersprechen im Alltag wirken wir dann natürlich und glaubwürdig, wenn wir uns wohl fühlen, wenn wir hinter dem stehen, was wir sagen, wenn wir im Gespräch unseren Einfällen, Ideen und Überzeugungen folgen können. Natürlich, frisch von der Leber weg sprechen wir im Gespräch, im Dialog mit einem interessierten Gegenüber. Wir verfertigen unsere Gedanken während des Sprechens, wir unterbrechen und korrigieren uns selber und einander, setzen neu an, denken sprechend auf das Gemeinte hin.

Ganz anders sprechen wir, wenn wir merken, dass wir exponiert sind. Wenn es heisst «Achtung Aufnahme» oder «Achtung Sendung», fangen wir an, mehr oder weniger angespannt darauf zu achten, **wie** wir sprechen: auf die Ähs und das Atmen, auf die Stimme und die Aussprache, auf Betonung und Wortwahl. Wir wissen, dass unser Sprechen aufgenommen und vervielfältigt wird, dass alle zuhören können – und es ist vorbei mit der Unbefangenheit, mit unserer Fähigkeit, «einfach ganz natürlich» zu sprechen.

Wer beruflich am Mikrofon spricht, muss sich vertraut machen mit den speziellen Bedingungen beim Sprechen am Mikrofon. Über das Verständnis dieser besonderen Sprechsituation, mit zielgerichtetem, praktischem Üben und mit Erfahrung lässt sich eine «sekundäre Natürlichkeit» entwickeln – ein bewusstes, inszeniertes Sprechen am Mikrofon, das natürlich, zugewandt und glaubwürdig, kurz: professionell klingt.

Diese Broschüre skizziert Überlegungen, Kriterien und Standards, an denen sich professionelles Sprechen am Mikrofon bei Schweizer Radio DRS ausrichten soll. Professionell sprechen lernt allerdings niemand durch die Lektüre einer Broschüre, sondern nur durch gezieltes Arbeiten am Hören und Sprechen. Die Ausbildung von Schweizer Radio DRS unterstützt mit ihren Lernangeboten die Mitarbeitenden, an Sprechhaltungen zu arbeiten, die beim Publikum attraktiv, natürlich, sachbezogen und hörerbegünstigt wirken.

«Schweizer Radio DRS informiert, bildet und unterhält», heisst es im Leitbild.

Welchem Sprechen gelingt es am besten zu informieren, zu bilden und zu unterhalten? Welchen Stimmen hören die Hörerinnen und Hörer von Schweizer Radio DRS am liebsten zu? Welcher Sprechweise kann das Publikum beim einmaligen Zuhören am ehesten folgen?

Ein ideales Sprechen, die «DRS-Stimme», eine für alle DRS-Programme und für alle Sendungen «richtige» Sprechweise gibt es nicht. Damit das Sprechen am Mikrofon lebendig und angemessen wirkt, muss es sich an der jeweiligen Sprechsituation orientieren.

Warum und wozu?

Wer an einem Mikrofon von Schweizer Radio DRS spricht, tut dies «für den Service public und im Dienst der Menschen in diesem Land», heisst es im Leitbild. Zum Selbstverständnis und zum Auftrag heisst es weiter: «Schweizer Radio DRS trägt zur freien Meinungsbildung seines Publikums bei und baut mit an einer kulturell vielfältigen, solidarischen, demokratischen und offenen Gesellschaft.»

Das Sprechen am Mikrofon muss zuallererst verständlich sein, verständlich für die Menschen in diesem Land, und verständlich in den spezifischen Situationen, in denen Menschen Radio hören.

Wer am Mikrofon von Schweizer Radio DRS spricht, spricht die Sprachen der Hörerinnen und Hörer: die Mundarten der deutschen Schweiz und die schweizerische Varietät der deutschen Standardsprache.

Die Hörerinnen und Hörer sollen am Gesprochenen erkennen, dass sie ihr Radio hören, das Radio, das ihnen gehört. Sie sollen gerne zuhören und auf Anheb verstehen können.

In der Sprechhaltung der Mitarbeitenden am Mikrofon müssen Auftrag und Selbstverständnis von Schweizer Radio DRS hörbar werden: «Ich spreche, weil ich etwas zu sagen habe, von dem wir (in der Redaktion) denken, dass es für die Menschen dieses Landes und für ihr Zusammenleben von Interesse ist. Ich spreche so, dass das Publikum sich informieren, sich frei eine eigene Meinung bilden und sich unterhalten kann.»

Diese Sprechhaltung unterscheidet sich klar von Sprechhaltungen, die andauernd locken, animieren und zum Konsumieren auffordern. Zu solchem Sprechen verleiten die akustische Umgebung von schriller Werbung und die ständige Eigen-Promotion in der harten Konkurrenz mit andern kommerziellen Stationen. Da mag ein permanenter Ruf-Ton angemessen und beim entsprechenden Zielpublikum auch erfolgreich sein.

Wann und wo?

Mit den Veränderungen in der Radiolandschaft und mit den technischen Entwicklungen haben sich das Sprechen am Mikrofon und damit verbunden auch die Hör-Erwartungen stark gewandelt. Als auf Radio Beromünster noch Laiensprecher die Texte der Schweizerischen Depeschenagentur verlasen, als im «Sprechdienst» noch Schauspieler, von Technikern unterstützt, die Programmansagen der Fachredaktionen sprachen, klang das Gesprochene am Radio ganz anders: verlaublich, hochoffiziell, ernst und distanziert. Das, was in unseren Ohren **heute** angenehm und selbstverständlich klingt, wird uns vielleicht eines Tages auch fremd und veraltet vorkommen.

Heute präsentieren Redaktoren und Moderatorinnen selber, was sie recherchiert und getextet haben, und seit der Einführung der Selbstfahrtechnik gibt es während der Aufnahme oder der Sendung nur noch in Ausnahmefällen ein lebendiges Gegenüber. Ob ein Bericht in aller Ruhe vorproduziert werden kann, ob live vor Ort gesprochen wird oder ob ein Text in letzter Sekunde auf dem Sendepult landet und prima vista gelesen werden muss – die situativen Bedingungen haben hörbare Auswirkungen auf das Sprechen, und je nachdem fallen Zuhören und Verstehen leichter oder schwerer.

Was mit dem Sprechen am Mikrofon erreicht wird, hängt auch davon ab, wann und wo das Gesprochene gehört wird – wer sich im Auto durch den Stossverkehr zwingt, hört anders zu als jemand, der noch im Bett liegt oder mit kleinen Kindern beim Frühstück sitzt. Die Zuhörenden sind eingebunden in den Handlungszusammenhang ihres eigenen Lebens, und ihre Aufmerksamkeit bewegt sich zwischen ihren Wahrnehmungen, Gedanken und Tätigkeiten. Das Gesprochene aus dem Radio ist ein Teil ihrer akustischen Umgebung, und es kommt sehr auf die Art der Ansprache an, auf die mündliche Kontaktaufnahme, ob das Gesprochene als «soziales Geräusch» verhallt, oder ob es die Aufmerksamkeit gewinnt und Chancen auf Verständigung eröffnet.

Wer spricht? Als wer?

In der Regel hören wir sofort, ob am Radio der Moderator spricht oder eine Hörerin, die Redaktorin oder ein Interviewpartner. Wer die Regler bedient, wer das Mikrophon in der Hand hält, klingt technisch besser und wirkt schon deshalb präsenter. Wer beruflich am Mikrophon spricht, hat das gelernt und ist darin geübt. Zudem wissen der Moderator und die Redaktorin in der Regel schon im Voraus, was sie als Nächstes fragen oder sagen werden; sie halten sich an ihr Stichwortkonzept oder sie lesen ab, was auf ihrem Manuskript steht.

Moderatoren, Redaktorinnen, Reporter, Sprecherinnen oder Kommentatoren sprechen «im Auftrag» und in ihren Funktionen. Sie sind Teil eines Unternehmens der SRG SSR idée suisse, mit ihren Stimmen verkörpern sie die Kultur von Schweizer Radio DRS, in ihrem Programm und in ihren Sendungen haben sie im Rahmen ihrer Funktionen das Sagen. Es liegen enorme Chancen darin, beim Marktführer in der deutschen Schweiz am Mikrophon öffentlich zu wirken – «s Radio het gseit». Wer am Mikrophon spricht, kann deshalb nicht einfach drauflossprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Die Wirkung soll zwar natürlich und persönlich sein, es ist aber immer ein Sprechen in einer Funktion und mit einem Auftrag – professionell eben.

Innerhalb der verschiedenen Funktionen oder Sprechrollen sind unterschiedliche sprecherische Tätigkeiten zu vollziehen: Interesse wecken, informieren, einen Zusammenhang schaffen, etwas zitieren, mit einem Beispiel erläutern, das Wort erteilen, überraschen, klären, hinweisen, argumentieren, begrüßen, einladen, erzählen, fragen und nachfragen, zusammenfassen, zu bedenken geben, einordnen, weiterführen usw. Journalistisches Sprechen am Mikrophon verlangt heute viel mehr als eine schöne Stimme, eine korrekte Aussprache und eine gute Vorlesetechnik.

Worüber?

«Wir wissen, wovon wir reden», heisst es in den publizistischen Leitsätzen von Schweizer Radio DRS. Ob eine Person glaubwürdig wirkt, beurteilen Radiohörerinnen und -hörer auf Grund dessen, was sie zu hören bekommen. Im Wie des Sprechens wird hörbar, wie jemand die Inhalte versteht, und wie jemand zu den Inhalten steht. Glaubwürdiges

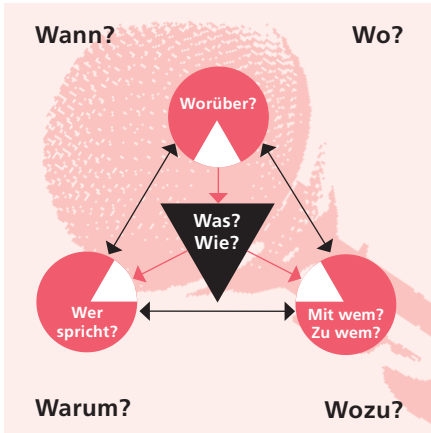
Sprechen am Mikrofon setzt voraus, dass man sich mit den Inhalten auseinander gesetzt hat, dass man einen Text fürs Hören verfasst hat, und dass man vor der Sendung geübt hat, den Gedankengang im Wortlaut laut sprechend nachzuvollziehen. Das Publikum soll optimale Chancen bekommen, von dem, was es aus seinem Radio zu hören bekommt, auf das zu schliessen, was gemeint war: auf die Information.

Schweizer Radio DRS ist geprägt von Aktualitäten und von Themen, die das Publikum betreffen und beschäftigen. Die verschiedenen Programme richten sich an Menschen mit verschiedenen Interessen; diese variieren je nach Alter, Bildung und Geschlecht. Radiomitarbeitende, die im Leben Kontakt mit ihrem Publikum haben, dessen Erwartungen und Bedürfnisse kennen, sind sicherer in der Wahl der Themen und der Perspektiven, die interessieren. Wer von ihnen weiss, für wen sein Programm gedacht ist, spricht diese Menschen auch eher so an, dass sie sich gemeint fühlen.

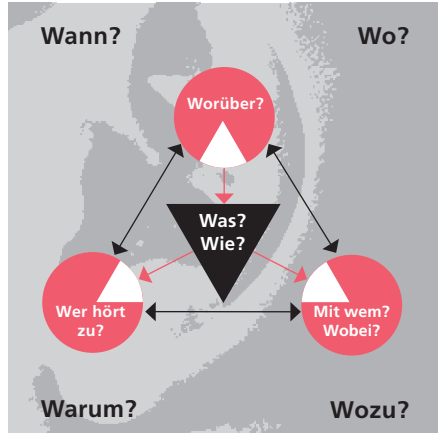
Zu wem? Mit wem? Für wen?

Wer am Mikrofon spricht, spricht scheinbar zum Mikrofon – es ist kein lebendiges Gegenüber da, das fragt, zuhört, nickt und antwortet. Sprechen am Mikrofon ist begleitet von Kontrollblicken auf Anzeigen und Monitore und von mehr oder weniger automatisierten Bewegungen, die die Aussteuerung balancieren und Einspielungen starten. Das Sendepult bedienen, als wärs ein integrierter Teil der Sprechhandlung, ein angemessenes Gegenüber erfinden, attraktiv und glaubwürdig vermitteln, was als Nächstes zu sagen ist, öffentlich neu denken und sprechen wie im lebendigen Gespräch – das sind Elemente der «einsamen Kunst», am Mikrofon zu sprechen.

Sicher fällt es leichter, «ganz natürlich» zu sprechen, wenn Hörerinnen und Hörer anrufen, wenn es etwas zu wünschen oder zu gewinnen gibt, wenn Meinungen oder Geschichten gefragt sind. Aber auch solche «Gespräche» sind gleichzeitig Gespräche **für** Hörerinnen und Hörer – sie unterscheiden sich hoffentlich von Telefon-Gesprächen, die wir in öffentlichen Räumen mithören (müssen). Auch Gespräche im Studio, Doppel-moderationen, Interviews mit Fachleuten, Prominenten oder Moderationsgespräche mit der Kollegin vor Ort sind Gespräche **für** Hörerinnen und Hörer. Wer am Mikrofon mit andern spricht, richtet das Sprechen nie allein auf sich und das Gegenüber aus, sondern denkt und fragt öffentlich, für das Publikum.

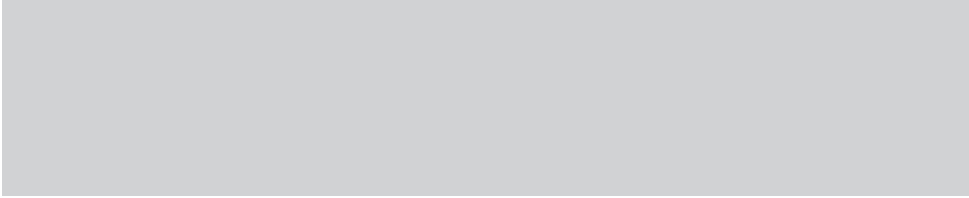


Modell der Sprechsituation –



und der vielen Hörsituationen

Die Fragen zur Sprechsituation und zu den vielen Hörsituationen können helfen, zu überprüfen und zu klären, was Sprechen am Mikrofon bedeutet und was es bewirken kann. Den Sprechenden wird bewusst, dass sie selber immer sowohl Sender als auch Empfänger sind. Sie wissen besser, was sie tun, sie gewinnen mehr Sicherheit und eine höhere Präsenz. Auch das Lampenfieber schwindet mit reflektierter Vorbereitung.







Das Medium Radio verbindet Menschen miteinander, die sich nicht am selben Ort befinden – akustisch, über das Ohr.

Was dem Auge entzogen ist, bleibt für das Ohr zugänglich. Hörend erinnern wir uns, wir vervollständigen Gehörtes mit unseren Erfahrungen, Sprechmuster aktivieren Hörmuster, und wir identifizieren blitzschnell die Art der Zuwendung. Wir kennen das sehr gut vom Telefonieren. Die äussere und die innere Haltung sind miteinander verbunden; sie kommen zum Ausdruck in der Spannung, in der Art des Atmens, im Stimmklang, im Sprechtempo und bei Pausen, im Wechsel von laut und leise – kurz: in der Intensität, mit der die Hörerinnen und Hörer angesprochen werden. Wer immer **etwas** zum Ausdruck bringt, bringt zugleich **sich** zum Ausdruck.

Die Hörerinnen und Hörer sollen zuhören, miterleben, mitdenken und mitverstehen können. Das Gehörte soll für die Hörenden nützlich und/oder erfreulich sein, es soll ihnen helfen, sich zu orientieren. Um diese Ziele zu erreichen, ist es wichtig, dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Mikrophon ihre sprecherischen Ausdrucksmittel kennen lernen, deren kommunikative Wirkungen auf andere einzuschätzen wissen und sie situationsgerecht variieren können.

Das Sprechen über das **Wie** des Sprechens bringt viele in Verlegenheit. Den meisten Journalistinnen und Journalisten fällt es leichter, über Inhalte zu sprechen. Wer sich am Radio informieren will, hört jedoch zunächst Stimmen von Personen und Gesprochenes. Je nachdem erleichtert oder erschwert der Sprechausdruck den Zugang zu den Inhalten.

Wir üben genaues Hinhören, und wir üben das Sprechen über das Gehörte. Wir fragen nach **den** Sprechweisen, die dem jeweiligen Zielpublikum das Zuhören und das Verstehen erleichtern. Wir lernen zu unterscheiden, was es in den verschiedenen Dimensionen des Sprechausdrucks zu hören gibt. Wir beobachten, welche Ausdrucksmittel für welche Wirkungen verantwortlich sein könnten, und welche Fantasien sie bei Zuhörenden auslösen. Indem wir erwünschte von nicht erwünschten Wirkungen unterscheiden, bekommen wir Hinweise für die weitere, individuelle Arbeit am Sprechen.

Die Dimensionen des Sprechausdrucks wirken immer zusammen (untereinander und mit den Dimensionen des sprachlichen Ausdrucks) und sind im Folgenden nur aus Gründen der Verständlichkeit getrennt dargestellt. Jede Veränderung in einer Dimension hat Auswirkungen auf die andern Dimensionen. Wer zum Beispiel versucht, etwas schneller

zu sprechen, verkürzt vielleicht die Pausen und die Vokale, spricht ein bisschen höher und etwas weniger melodios.

Das **Wie des Sprechens** hinterlässt bei verschiedenen Zuhörenden je andere Wirkungen und es löst unterschiedliche Fantasien und Erinnerungen aus. Auch unser Zuhören ist gelernt: Wie wir in unserer Hörbiografie angesprochen wurden, hat unsere Hörgewohnheiten mit geformt und ebenso unsere Bereitschaft, uns von einer Stimme oder einer Sprechweise ansprechen zu lassen oder nicht. Bei den einen stösst lautes und sehr deutliches Sprechen unmittelbar auf Gehör, während andere sich dabei innerlich ducken und ihre Ohren verschliessen. So sind in den folgenden Tabellen auch die Adjektive unter «Wirkungen, Fantasien» zu verstehen: als Beispiele möglicher Wirkungen und nicht als feste Zuordnungen.

Stimme und Melodie

Kriterien	Beschreibung	Wirkungen, Fantasien
Stimmlage	(zu) hoch – mittel – (zu) tief	schrill, brummelig
Sprechmelodie	bewegt – flach, gleichförmig	märchenhaft, unbeteiligt
Stimmeinsatz	klar – verhaucht – gepresst – knarrend	sexy, erkältet, verspannt
Stimmklang	eng – weit, hell – dunkel, oral – nasal	ängstlich, dumpf, schrill

Auf Stimmen reagieren wir spontan, intuitiv und gefühlsmässig. Die menschliche Stimme ist wohl das intimste und ausdrucksstärkste Mittel, mit dem wir (nicht nur am Radio) kommunizieren. Sie macht hörbar, ob ein Mann, eine Frau oder ein Kind spricht, sie verrät unsere Gefühle, in der Stimme klingt unsere regionale und unsere soziale Herkunft mit, sie ist die Visitenkarte unserer Person. Menschliche Stimmen sind durch die physiologischen Voraussetzungen zu einem grossen Teil gegeben und in ihrem Sosein zu akzeptieren – Stimmen sind aber auch erlernt und im Rahmen der Gegebenheiten veränderbar.

Atemluft strömt durch den Kehlkopf, bringt die Stimmlippen zum Schwingen, und es entsteht ein Ton. Die Anzahl der Öffnungs- und Schliessbewegungen der Stimmlippen pro Sekunde bildet die Frequenz (Hertz) dieser Töne. Von der Art, wie die Stimme im Kehlkopf eingesetzt wird, hängt die Qualität des Primärtons ab (klar – verhaucht – gepresst – knarrend). Die Räume darüber – Rachen, Mund und Nasenraum – wirken als



Resonanzräume und verändern den im Kehlkopf erzeugten Schall. Der Klang einer Stimme setzt sich zusammen aus der Grundfrequenz und einer Vielzahl anderer Töne. Die je besonderen Verhältnisse zwischen Grundfrequenz und Teiltönen machen (zusammen mit der Form der Resonanzräume) die menschliche Stimme so unverwechselbar wie einen Fingerabdruck.

Beim Sprechen am Mikrofon ist darauf zu achten, dass die Stimme mühelos klingt: in der Stimmlage, die wir wählen, wenn wir uns gut fühlen. Wird die Stimme angespannter, angestrongter und höher eingesetzt, überträgt sich dieses Verhalten vom Sprechenden auf den Hörenden und es kommt (durch «interne Simulation») zu unbeabsichtigten Wirkungen.

Die Sprechmelodie – das Lied, das wir singen beim Sprechen – haben wir beim Spracherwerb mitgelernt und sie verweist auf unsere Herkunft. Beim Wechsel von der Mundart in die Standardsprache ist es vor allem die Melodie, die den Unterschied macht zwischen schweizerischem Deutsch und deutschländischem oder österreichischem Deutsch. Die Melodie steht gleichzeitig für unsere Gefühls- und Denkbewegungen: Im Allgemeinen spannen wir mit dem Thema, das wir ansprechen, einen rhythmisch-melodischen Bogen auf, zielen hin auf die Neuigkeit, auf die wir hinauswollen, und wenn wir bei der Hauptsache landen, lösen wir die Spannung dieses Bogens.

Eine ständig wiederkehrende Melodie, das so genannte **Singen**, ist oft – wie jede Form der Monotonie – ein Zeichen dafür, dass der Inhalt nicht in diesem Moment für die Hörenden neu gedacht wird. Sie kann auch ein Hinweis sein auf ein Manuskript, in dem ein lebendiger Wechsel zwischen längeren und kurzen Sätzen und verschiedenen Satzarten fehlt.

Der Tonhöhenverlauf hat für die Verständigung verschiedene wichtige Funktionen:

Fällt am Ende einer Äusserung die Tonhöhe, wird angezeigt, dass ein Gedanke beendet ist: fallende Kadenz. Auch Fragen, die bereits durch ein Fragewort oder durch die Satzstellung als Fragen zu erkennen sind, können mit fallender Kadenz gesprochen werden.

Bleibt die Tonhöhe in der Schwebelage, zeigt sie an, dass der Gedanke weitergeht: schwebende oder weiterweisende Kadenz.

Wenn die Tonhöhe steigt, werden Entscheidungs- oder Gegenfragen angezeigt: steigende Kadenz. Auch eine besondere Zuwendung (höflich oder warnend) kann mit steigender Kadenz ausgedrückt werden.

Lautstärke und Betonung

Kriterien	Beschreibung	Wirkungen, Fantasien
Grundlautstärke	leise – mittel – laut	schüchtern, aggressiv
Lautstärkenwechsel	crescendo – decrescendo	aufbrausend, müde
Betonung	häufig – selten, stark – schwach	lehrerhaft, distanziert
Betonungsart	melodisch – dynamisch – temporal – artikulatorisch	singend, militärisch, fahrig, preziös

Die Lautstärke (Dezibel) können wir bei der Aufnahme (mit der Aussteuerung) und am Radio (mit dem Lautstärkereger) zwar regulieren – trotzdem wirken die einen Stimmen leiser und die andern lauter, und sie vermitteln mit ihrer Dynamik je unterschiedliche Räume: intime, private, öffentliche. Sprechen am Mikrofon ist öffentliches Sprechen, aber das Verstärkermedium Radio erlaubt es, mit relativ geringer Lautstärke zu sprechen – scheinbar privat. Es verlangt jedoch die leicht erhöhte Grundspannung des öffentlichen Sprechens. Allzu intimes Sprechen, wie in einem Zweiergespräch, wirkt in den meisten Sendungen unangemessen, es macht das Publikum zum «Lauscher an der Wand». In der Regel ist das Sprechen auf weitere Hörerinnen und Hörer hin angelegt. Wenn bewusst eine dritte Person miteinbezogen wird, entsteht aus dem privaten ein öffentlicher Raum, auch stimmlich.

Abstufungen in der Lautstärke können signalisieren, was wichtig und was weniger wichtig ist. Wer lauter wird, zeigt vielleicht zunehmendes Interesse oder den Wunsch, sich zu behaupten; wer am Ende von Äußerungen jeweils leiser wird, kann müde, unsicher oder desinteressiert wirken.

Stereotype Betonungen auf dem letzten Wort sind oft ein Zeichen dafür, dass nicht neu oder nicht im Zusammenhang gedacht wurde. Zwar erwarten wir in deutschen Sätzen die Neuigkeit in der Regel am Schluss, aber je nach dem Sinn des Gesagten kommt die Hauptsache in einem anderen als im letzten Wort. Theoretisch kann jedes Wort betont werden, der Kontext schränkt die Wahlmöglichkeit jedoch ein:



- Theoretisch kann jedes Wort betont werden – und **praktisch**?
- Theoretisch **kann** jedes Wort betont werden – **muss** aber nicht.
- Theoretisch kann **jedes** Wort betont werden – nicht nur **ein bestimmtes**.
- Theoretisch kann jedes **Wort** betont werden – auch jede **Silbe**.
- Theoretisch kann jedes Wort **betont** werden – oder **unterstrichen** werden.
- Theoretisch kann jedes Wort betont **werden** – oder heisst es «betont **sein**»?

Beim Spontansprechen betonen wir ganz selbstverständlich, indem wir die Stimme verstärken (dynamischer Akzent) oder sie an der wichtigen Stelle leicht anheben (melodischer Akzent). Sprechen mit dominant melodischen Akzenten wirkt eher emotional, erzählend; dominieren die dynamischen Akzente, ist die Wirkung eher rational, berichtend. Auch mit überraschend verzögerndem Sprechen und mit kleinen Pausen heben wir Wichtiges hervor (temporaler Akzent), oder indem wir etwas im Gegensatz zum Rest des Gesagten ganz deutlich aussprechen (artikulatorischer Akzent).

Wer am Mikrofon ein Manuskript vorliest, muss genau wissen, wovon die Rede ist, und muss den Gedankengang beim Lesen neu vollziehen. Bereits beim Schreiben fürs Sprechen ist zu vermeiden, die Neuigkeiten im Text zu dicht aufeinander folgen zu lassen – so kommt es zu Häufungen von Akzenten, die dann mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Unsicherheiten beim Vorlesen und zu falschen Betonungen führen. Aus dem lebendigen Zusammenwirken von Sprechen und Denken, dem so genannten **Sprechdenken**, kann sich dann die Dynamik entfalten, die zum Zuhören einlädt und Verstehen ermöglicht.

Tempo und Pausen

Kriterien	Beschreibung	Wirkungen, Fantasien
Geschwindigkeit	schnell – mittel – langsam	gehetzt, schleppend
Tempowechsel	accelerando – ritardando	dramatisierend, schlaff
Pausen	viel – wenig, lange – kurze	unsicher, drängend
Pausenart	spannend – lösend, luftschnappend	ganz dabei, erstickend

Wenn wir in einem Gespräch etwas nicht genau verstehen, können wir einander unterbrechen und nachfragen. Wenn wir ein Buch lesen oder eine Zeitung, können wir Pausen machen, nachdenken und noch einmal lesen. Beim Radiohören hingegen können wir die Verstehensgeschwindigkeit nicht wählen. Das Radio bestimmt nicht nur,

wann Informationen zugänglich sind, sondern es gibt mit der Sprechgeschwindigkeit auch vor, in welchem Tempo mitgedacht werden muss. Selbst wenn heute die meisten Beiträge nach ihrer Ausstrahlung auch im Internet gehört werden können, bleibt die Forderung an das Gesprochene: Es muss beim ersten Hören verständlich sein.

Es ist sehr schwierig, beim Sprechen am Mikrofon das Tempo zu finden, das allen Hörerinnen und Hörern gleichermaßen angenehm ist. Verschiedene Menschen denken und verstehen verschieden schnell. Zudem hängen die Hörfähigkeit und die potenzielle Verstehensfähigkeit stark vom Alter ab. Sie erreichen ihr Optimum bei etwa zwanzig Lebensjahren und nehmen von da an langsam ab. Auch das Sprechtempo ist vom Denkvermögen, vom Alter sowie von weiteren Faktoren abhängig: von der feinmotorischen Geschicklichkeit, von der soziokulturellen Herkunft, vom Geübtsein im lauten Lesen eigener und fremder Texte.

Das Sprechtempo muss sich auch am Vorwissen des Publikums, am Sprachstil und an der Informationsdichte des Gesagten orientieren: Inhalte, die den Zuhörenden bereits vertraut sind, können schneller verstanden werden als unvertraute, Alltagssprachliches darf flüssiger gesprochen werden als etwa eine abstrakte Analyse. Textangemessene Variationen der Geschwindigkeit – Beschleunigen (*accelerando*) und Verlangsamung (*ritardando*) – können entscheidende Verstehenshilfen sein.

Neben einer angemessenen Grundgeschwindigkeit (250–300 Silben/Minute) ist die Gliederung des Gesprochenen durch Pausen besonders wichtig. Pausen gliedern einen Gedankengang in einzelne Schritte, und sie geben den Hörerinnen und Hörern Zeit, das eben Gehörte zu verarbeiten und mit bisher Gehörtem zu verbinden. Auch wer spricht, braucht Pausen, notwendigerweise: Pausen zum Einatmen, Pausen für die Inspiration.

Physiologisch betrachtet ist Sprechen tönendes, gegliedertes Ausatmen, und beim Sprechen sind nicht Sätze und Satzteile, sondern Atemeinheiten die natürlichen Gliederungseinheiten. Wo man atmen kann, ohne etwas gedanklich Zusammenhängendes zu zerreißen, ist ein **Sinnschritt** zu Ende. Pausen innerhalb eines Sinnschrittes sind Staupausen, sie erhöhen die Spannung und können Wichtiges und Neues hervorheben. Atempausen, verbunden mit fallender Kadenz, wirken lösend und signalisieren das Ende eines Gedankengangs.



Aussprache

Kriterien	Beschreibung	Wirkungen, Fantasien
Deutlichkeit	undeutlich – überdeutlich	genuschelt, künstlich
Lautungsart	vokalisch – konsonantisch	pastoral, unheimlich
Koartikulation	verschmolzen – getrennt	weich, abgehackt
Lautungsstufe	mundartlich – standardsprachlich	ländlich, weltläufig

Wer am Mikrofon spricht, spricht öffentlich und muss deutlicher artikulieren als in den meisten privaten Sprechsituationen. Artikulationsgewohnheiten, die in der Schule, in der Kirche, in Vortragsälen oder im Theater angemessen sind, wirken am Radio jedoch überartikuliert, schiessen über das Ziel hinaus. Sprechen am Mikrofon erfordert präzise, leichte, entspannte Artikulationsbewegungen.

Die unerwünschte Wirkung **gelesen** entsteht, wenn man so liest, wie sich das Schriftbild dem Auge darbietet: jedes Wort für sich, kein Unterschied zwischen betonten und unbetonten Silben und bei jedem Satzzeichen eine Pause. Solches Bemühen um **Deutlichkeit** wirkt unglaublich und einschläfernd. Aus dem Wortlaut alleine entsteht kein Sinn. Wir sind es gewohnt, ganze Wortblöcke zu hören – *dieLöcherzwischen-den-WörternsindfürdasSprechenunangemessen* –, der Sprechausdruck hilft, zwischen Wichtigem und weniger Wichtigem zu unterscheiden, und zeigt, wie etwas gemeint ist: C'est le ton qui fait la musique. Auch die Deutlichkeit ist den wechselnden Sprechsituationen anzupassen: Eine wichtige Durchsage erfordert einen höheren Deutlichkeitsgrad als eine beiläufige Bemerkung in einer Gesprächsrunde. Innerhalb eines Textes können Deutlichkeitswechsel helfen, zwischen der Hauptsache und der Nebensache zu unterscheiden.

Mit den Vokalen und Konsonanten, den Silben, Wörtern und Wortblöcken sind wir bei den Zeichen der gesprochenen Sprache. Materiell nicht mehr als zittrige Luft, ermöglichen diese Zeichen eine differenzierte Verständigung über Inhalte aller Art. Mit der Art, wie wir die Laute aussprechen, wie wir sie voneinander trennen oder miteinander verbinden, verraten wir zudem vieles über unsere Herkunft, die geographische, und oft auch die soziale.

Literatur: Eckert/Laver, Geissner (1986), Gundermann, Pabst-Weinschenk (2004), Stengel/Strauch, Trojan, Von Essen, Links 5, 16, 20





Dialekt als Umgangssprache

Von den gut 4.5 Millionen deutschsprachigen Schweizerinnen und Schweizern gaben in der Volkszählung 2000 über 90 Prozent an, im Alltag Dialekt zu sprechen; zwei Drittel davon gaben sogar an, im Alltag nur Dialekt und kein Hochdeutsch zu sprechen. Unabhängig von der sozialen Schicht bilden die Dialekte in der deutschen Schweiz die Sprache des alltäglichen Umgangs. Es ist nahe liegend, dass auch bei Schweizer Radio DRS die Umgangssprache der Dialekt ist. Stellt sich die Frage: welcher Dialekt?

Zwar senden die Regionalredaktionen von Schweizer Radio DRS aus der Region für die Region – aber es gibt viel mehr Dialekte als Regionaljournale. Allenfalls könnte ein ganz kleines Lokalradio, ausschliesslich von Einheimischen in ihrem Dialekt präsentiert und in der Reichweite streng begrenzt auf das Gebiet dieses Dialekts, «publikumsnah» sprechen, genauso wie sein Publikum – würde man meinen. Aber was ist mit den aus andern Dialektgebieten Zugezogenen, und den bis zu 20 Prozent der Bevölkerung, die eine andere Sprache sprechen?

Dialekte, also Sprechweisen in geographisch begrenzten Räumen, scheinen nur bedingt vereinbar mit dem Auftrag des Radios, Sendungen zu machen, die in der ganzen Sprachregion gleichermaßen verständlich sein sollen. Dialekte können Nähe vermitteln und ein Grund sein zum Zuhören – Dialekte können aber auch ablenken und das Verstehen erschweren, sie können sogar ein Grund sein zum Abschalten. Die meisten Hörerinnen und Hörer in der deutschen Schweiz haben ein feines Ohr für Dialekte, für die geographische Herkunft derer, die da sprechen. In der Regel haben sie mit dem Verstehen der anderen Mundarten kein Problem. Mit dem Klang der Dialekte verbinden sie oft auch stereotype Vorstellungen über die Eigenarten der Sprecherinnen und Sprecher, und ordnen sie auf einer persönlichen Skala «beliebt – unbeliebt» ein. Die Frage nach dem **einen** Dialekt, der bei allen Hörerinnen und Hörern der Programme von Schweizer Radio DRS gleichermaßen gut ankommen würde, ist so nicht zu beantworten.

Erfahrungsgemäss setzt sich am Mikrophon weniger ein Dialekt durch, als eine **Person**, die mit der Art ihres Sprechens von Angehörigen anderer Dialekte auf Anhieb, ohne zusätzliche Anstrengung verstanden wird. Das sind, je nach Programm und Sendung, verschiedene Personen mit verschiedenen Dialekten. Als Orientierung dienen jene Bevölkerungsgruppen, die angesprochen werden sollen: Die «Sprachen»



unterschiedlicher Alters- und Interessengruppen sind nicht die gleichen. So trägt Schweizer Radio DRS «vielsprachig» zur Verständigung über die Grenzen der Regionen hinaus bei – und gleichzeitig trägt das Radio als Massenmedium auch dazu bei, dass Dialekt-Grenzen verschwimmen, dass mehr Leute «gemässigte» Dialekte sprechen.

«Reine» Dialekte gibt es nicht – der Begriff «reiner Dialekt» wird oft gebraucht, um eine ältere, höher eingeschätzte Sprechweise gegenüber einer moderneren abzugrenzen. Es liesse sich aber immer eine noch ältere (und damit noch «reiner») Form finden. Dialekte verändern sich im lebendigen Gebrauch, und sie überleben vor allem dank ihrer Fähigkeit, Neues aufzunehmen (von andern Dialekten, aus der Standardsprache, aus Fremd- und Fachsprachen) und lautlich anzupassen.

«Richtig» ist ein Sprachgebrauch dann, wenn er von einer Gruppe von Leuten geteilt wird. Die Frage, die den Dialektgebrauch beim Radio leitet, heisst: Wie sage ich etwas, wenn ich spontan spreche? Die Ergebnisse sind im Austausch mit andern immer wieder kritisch zu überprüfen: Wie reagieren sie, wenn ich es so sage?

Im Sinne der «idée suisse» versucht Schweizer Radio DRS, die Dialekte möglichst in ihrer Vielfalt zu Wort kommen zu lassen. Dass einzelne Dialekte dabei mehr zum Zug kommen als andere, lässt sich aber nicht ganz vermeiden – weil sich Kompetenz, zum Beispiel zum Moderieren, sprachgeographisch nie ganz gerecht verteilen lässt.

Schweizer Radio DRS dokumentiert, vermittelt und verbindet aber auch ganz bewusst die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz: mit Sendungen aus den Regionen, mit Stimmen von Hörerinnen und Hörern aus allen Landesteilen, mit Dialekthörspielen, mit Musik aus der Schweiz, mit Beiträgen, in denen die Dialekte als wichtiger Teil unserer Kultur zum Thema werden.

Die mediale Diglossie

Die Sprachsituation in der deutschen Schweiz wird in der Forschung häufig als «mediale Diglossie» bezeichnet. «Diglossie» bedeutet dabei, dass zwei Varianten einer Sprache verwendet werden. Diese beiden Varianten sind: die schweizerdeutschen Dialekte und die deutsche Standardsprache.



«Medial» ist diese Diglossie deshalb, weil Dialekt und Standardsprache **in der Regel** ganz bestimmte Verwendungsbereiche haben: der Dialekt wird fürs Gesprochene, die Standardsprache fürs Geschriebene verwendet.

Diese Regel kennt vielerlei Ausnahmen. So wird die Standardsprache in einigen Fällen auch gesprochen: wenn Deutschschweizer mit Leuten sprechen, die den Dialekt nicht verstehen, oder in den Schulen und Universitäten, teilweise in der Kirche und auf der Bühne, in manchem Kantonsparlament, bei Festansprachen und auch in den Medien. Bei Schweizer Radio DRS wird im Kulturprogramm DRS 2 fast ausschliesslich Standardsprache gesprochen, ebenso in den überregionalen Nachrichten und (mit Ausnahmen) in den Informationsmagazinen sowie in den Verkehrsinformationen.

Auf der andern Seite wird der Dialekt auch geschrieben – Beispiele hier: private Postkarten, persönliche E-Mails, SMS, Werbung. Aber auch beim Radio werden die Dialekte in ihrer geschriebenen Form gebraucht: überall dort, wo Texte nicht frei gesprochen werden, sondern aufgrund eines Manuskripts.

Schweizerhochdeutsch – die Standardsprache für die deutsche Schweiz

Wenn man im Norden Deutschlands im Bewusstsein lebt, das beste Deutsch im deutschsprachigen Raum zu sprechen, so geht damit sicher auch ein gewisser Stolz einher. Wie anders ist doch die Situation in der deutschen Schweiz, wo viele die deutsche Standardsprache nur sehr ungern sprechen und sie teilweise auch als Fremdsprache empfinden.

Die deutsche Standardsprache galt bis vor kurzer Zeit als Sprache, die weitgehend einheitlich normiert war und kaum Abweichungen kannte – ganz im Gegensatz zu den deutschen Dialekten, zu deren wesentlichen Eigenschaften es gehörte, dass sie sich regional zum Teil stark unterschieden. Diese einheitliche Standardsprache hatte zugleich auch Vorbild-Funktion: Abweichungen davon galten als fehlerhaft und minderwertig.

Die Wissenschaft hat nun aber weitgehend von dieser Ansicht Abschied genommen und spricht vom Deutschen als **plurizentrischer** Sprache: Auch die deutsche Standardsprache sei kein einheitliches Gebilde, es gebe vielmehr verschiedene, national geprägte deutsche Standardsprachen. Also keine «deutsche» Standardsprache, sondern eine «deutschländische» in Deutschland, eine schweizerische und eine österreichische. Und



ganz zentral: Von diesen unterschiedlichen Standardsprachen seien nicht die einen besser und die andern schlechter, sie seien schlicht unterschiedlich.

Während sich dieses Konzept einer gleichwertigen Andersartigkeit verschiedener deutscher Standardsprachen in der Sprachwissenschaft weitgehend durchgesetzt hat, sieht es in den Köpfen der Bevölkerung in der deutschen Schweiz noch ganz anders aus. Untersuchungen haben gezeigt, dass man in der deutschen Schweiz zwar sehr wohl weiss, dass es gewisse Unterschiede gibt, wenn Deutsche, Österreicher oder Schweizer die deutsche Standardsprache benützen; gleichzeitig werden aber schweizerische Ausprägungen der Standardsprache gegenüber deutschen mehrheitlich als minderwertig beurteilt. Dies kontrastiert stark mit dem expliziten Wunsch vieler Deutschschweizer, man solle schweizerische Formen der Standardsprache bewusst pflegen. Fachleute sprechen von einer «linguistischen Schizophrenie» oder, wenn uns dieser Sachverhalt bewusst ist, von einer «linguistischen Ambivalenz».

Dem «Variantenwörterbuch des Deutschen» (Ammon 2004) liegt diese Konzeption des Deutschen als plurizentrischer Sprache zu Grunde. Es ist ein «Wörterbuch des Standarddeutschen», aber es enthält nur jene Wörter und Wendungen, die nationale oder regionale Besonderheiten aufweisen. Von der *Altwohnung* über *Bernbiet*, *Cupfinal*, *drinliegen*, *das E-Mail*, *flattieren*, *eine gefreute Sache*, *heimatberechtigt*, *IV-Rente*, *à jour*, *der Kittel*, *das Leichenmahl*, *Märzenflecken*, *Nastuch*, *Orangina*, *Pausenplatz*, *quirlen*, *rekurrieren*, *serbeln*, *das Trottoir*, *der Unterschriftenbogen*, *vollamtlich*, *werweisen* bis *Zapfenzieher* sind Deutschschweizer Besonderheiten aufgeführt, die im öffentlichen Sprachgebrauch als angemessenes und korrektes Deutsch gelten. Die regionalen Ausprägungen (Varietäten) der Standardsprache unterscheiden sich weniger in der Grammatik als durch solche Besonderheiten im Wortschatz (Varianten).

Das Thema hat durchaus auch seine heiteren Seiten: etwa dann, wenn Deutschschweizer beim Gebrauch der Standardsprache Ausdrücke oder Redewendungen benützen, die «typisch schweizerisch» sind, dies aber gar nicht wissen. Wenn ein Schweizer und ein Deutscher miteinander «laufen» gehen, kann es durchaus vorkommen, dass beide erstaunt sind über das Tempo, das der andere anschlägt: der Schweizer wird denken, «weshalb rennt der jetzt so?», und der Deutsche wird sich fragen, weshalb er für diesen Spaziergang die Sportschuhe angezogen hat.

Auch der Klang der Standardsprache ist in der deutschen Schweiz anders als etwa in



Hannover, Berlin oder in Wien: In der Sprechmelodie, den Gewohnheiten der Betonung, der Rhythmik und der Aussprache orientieren sich die Mitglieder einer Gruppe gegenseitig aneinander. So hat sich ein «Schweizerhochdeutsch» herausgebildet, eine recht weitgehende Übereinkunft darüber, welche Variante der Standardausssprache in der deutschen Schweiz angemessen ist und welche nicht. In der Schule etwa passen sich auch Kinder deutscher Eltern dieser Varietät an.

Von schweizerischen Schauspielern wird verlangt, dass sie genauso sprechen wie ihre deutschen und österreichischen Kollegen, alle orientieren sich an einem «Bühnendeutsch»; wenn sie für Schweizer Radio DRS einen literarischen Text lesen oder eine Rolle in einem Hörspiel spielen, wird nicht erwartet, dass sie sich um ein Schweizerhochdeutsch bemühen (ausser diese Färbung wäre ein stilistisches Element). Von Journalistinnen und Journalisten am Mikrofon von Schweizer Radio DRS, die in der Standardsprache moderieren oder kommentieren oder Nachrichten lesen, wird andererseits nicht erwartet, dass sie sich um ein Bühnendeutsch bemühen. Sie kommen den Hörgewohnheiten des Publikums der deutschen Schweiz am besten mit der schweizerischen Varietät der Standardausssprache entgegen. Eine allzu mundartliche Aussprache, aber auch eine hyperkorrekte, am Bühnendeutsch orientierte Aussprache kann vom Gesagten ablenken und negativ auffallen: zu mundartlich gleich ungebildet, laienhaft, anbiedernd; zu deutsch gleich eingebildet, unschweizerisch, distanziert. «Professionell» sind jene lautlichen Formen, die in den Ohren der angesprochenen Hörerinnen und Hörer selbstverständlich, unauffällig, vertraut und vertrauensvoll klingen. Das können je nach Person und Textsorte unterschiedliche lautliche Realisierungen sein.

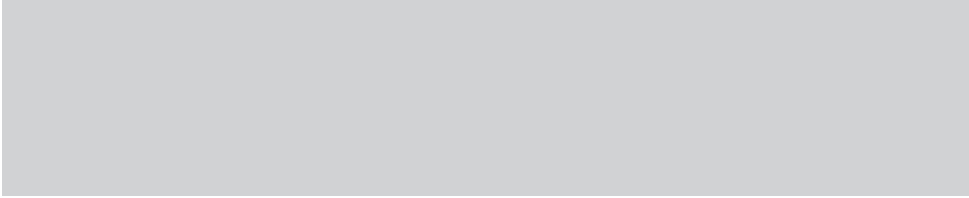
In der Aus- und Weiterbildung arbeiten wir ganz bewusst am lebendigen Hin und Her zwischen beiden Formen der gleichen Sprache: dem Dialekt und der schweizerischen Varietät der Standardsprache, dem Schweizerhochdeutsch. Es wird nicht verlangt, dass jemand in eine neue Haut schlüpft, es soll keine «Fremdsprache» vermittelt werden. Durch Gegenüberstellung von einzelnen Lautbewegungen und ganzen Äusserungen lernt das Ohr, feiner zu unterscheiden. Das im Dialekt erworbene Sprachgefühl muss geschärft werden für die Unterschiede und die Gemeinsamkeiten der beiden Sprachformen.

Mitarbeitende von Schweizer Radio DRS müssen sich ihres eigenen Sprachgebrauchs und ihrer Einstellungen gegenüber verschiedenen Ausprägungen der deutschen Standardsprache bewusst sein, und sich regelmässig damit auseinandersetzen. Amtlich



geregelt Standards gibt es keine, und Kodifikationen können lediglich empfehlenden Charakter haben.

Wir empfehlen: Wo die schweizerische Varietät der Standardsprache von der deutschländischen (oder österreichischen) abweicht, soll in der Regel die schweizerische gewählt werden. Das Ziel: ein Schweizerhochdeutsch, das die Hörerinnen und Hörer der Programme von Schweizer Radio DRS als **sympathisch** und als **kompetent** beurteilen.





Wie deutsch, wie schweizerisch?

Sprechen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Schweizer Radio DRS am Mikrofon die so genannte Standardsprache – der Begriff suggeriert fälschlicherweise, es gebe nur einen einzigen Standard –, wird selbstverständlich hörbar, dass es sich um Schweizerinnen und Schweizer handelt. An der Frage, wie schweizerisch oder wie deutsch diese Aussprache sein soll, erhitzen sich die Gemüter des Publikums, seit es in der Schweiz das Radio gibt. In Hörerbriefen wettern die einen gegen ein «teutonisches Deutsch», und andere beklagen, dass «die Leute vom Radio kein korrektes Deutsch mehr» sprechen würden.

Auch bei Beiträgen von Kollegen und Kolleginnen aus Deutschland oder aus Österreich ist zu hören, aus welcher Region sie stammen – ob wir ihr Sprechen ihrer Herkunft zuordnen können, hängt lediglich davon ab, ob wir diese Art, Deutsch zu sprechen, kennen oder nicht. Die sterile Vorstellung eines «reinen» Deutsch verkennt die Wirklichkeit der gesprochenen Sprache. Nicht einmal Berufssprecherinnen und Berufssprecher sprechen Deutsch ganz ohne regionale Anklänge.

Der Entscheid, am Mikrofon Standardsprache und nicht Dialekt zu sprechen, ist immer auch ein Entscheid, den Hörerkreis des Radios zu erweitern: Wichtige politische und kulturelle Themen sollen über die Grenzen der Dialekte hinaus Gehör finden. Dazu bedienen wir uns der schweizerischen Varietät der deutschen Standardsprache. Diese soll für alle Menschen, die Deutsch verstehen, auf Anhieb verständlich sein.

Bei der Kodifizierung der Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz spielte das Radio eine wichtige Rolle. Es gab den Anstoss zu den von Bruno Bösch erarbeiteten Empfehlungen der Schweizerischen Siebs-Kommission: «Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz». Von Hans Martin Hüppi stammt «Sprecherziehung. Anweisungen und Übungen für Deutschschweizer» und Fritz Schäuuffele schrieb «Deutsch, dütsch und andere schwere Sprachen. Ein Vademecum für Mikrofonbenützer der Deutschschweiz». 1993 gab Radiodirektor Andreas Blum den Auftrag für die Broschüre «Deutsch sprechen am Radio», die wir hier als «Sprechen am Mikrofon bei Schweizer Radio DRS» in überarbeiteter und erweiterter Form neu auflegen.

An umfassenden Untersuchungen sind zu nennen: «Die schweizerische Variante des Hochdeutschen» von Paola Panizzolo und von Ingrid Hove «Die Aussprache der Stan-

IV Zur Aussprache der Standardsprache bei Schweizer Radio DRS

dardsprache in der deutschen Schweiz». Ingrid Hoves empirische Untersuchung geht aus von der Auffassung des Deutschen als plurizentrische Sprache, und sie entwirft vor diesem Hintergrund Vorschläge für eine schweizerische Aussprachenorm.

Noch existiert jedoch kein Aussprache-Wörterbuch mit einer toleranten Norm für die Aussprache der deutschen Standardsprache, in der die nationalen Varietäten als gleichwertig berücksichtigt werden. Wenn im Folgenden von **Norm** oder von **Standardlautung** die Rede ist, meinen wir die Varietät, die im jeweils aktuellen **Duden-Aussprachewörterbuch** festgelegt ist: «Die Standardlautung, wie sie das Duden-Aussprachewörterbuch vermittelt, stellt einen Ausgleich zwischen Schriftnähe und ungezwungenem Sprechen dar, gepflegt und alltagstauglich zugleich. Sie ist überregional, einheitlich und sowohl deutlicher als auch stärker durch das Schriftbild bestimmt als die Umgangssprache. Dabei orientiert sie sich nicht mehr an der heute etwas künstlich wirkenden Bühnensprache, die sich für das ausdrucksvolle Sprechen über weite Distanzen und ohne technische Hilfsmittel eignet. Wesentlich für die Entwicklung der Standardlautung ist heute das gesprochene Deutsch in den Medien, in Bildungseinrichtungen und – man denke an Vorträge, Präsentationen, Besprechungen – in den unterschiedlichsten Berufssparten, nicht zuletzt auch in der Privatwirtschaft» (Duden-Aussprachewörterbuch 2005, S. 5).

Das Sprechen am Mikrofon bei Schweizer Radio DRS orientiert sich aber auch am tatsächlichen Gebrauch der Standardsprache in der deutschen Schweiz. Ingrid Hove vermutet, dass dieser Gebrauch relativ einheitlich ist, auf Grund einer Sprachkonvention, die «nur gewisse Varianten für eine Gemeinschaft für angemessen erachtet (...). Das Streben nach maximaler Konformität im sprachlichen Bereich ist Teil eines allgemeinen psychologischen Prinzips. In der Sozialpsychologie ist es unbestritten, dass die Mitglieder einer Gruppe zu Konformität im Verhalten, Denken und Fühlen tendieren. Die Sprachkonvention ist derjenige Teil dieses allgemeinen Prinzips, der die Sprachproduktion und die Einstellungen gegenüber sprachlichen Varianten betrifft. Konformität in der Sprachproduktion wird dadurch erreicht, dass sich die Mitglieder einer Gruppe beim Sprachgebrauch gegenseitig aneinander orientieren. Zudem sind sie sich in der negativen Bewertung abweichender Varianten weitgehend einig» (Hove 2002, S. 9). Im Zweifelsfall fragen wir deshalb, welchen Varianten die Deutschschweizer Ohren am ehesten Gehör schenken – und am besten eignen sich für die mündliche Kommunikation am Radio jene Varianten, die wenig auffallen, die den (in der Regel unausgesprochenen) Erwartungen der Hörerinnen und Hörer in der deutschen Schweiz entsprechen.

Auf dem Kontinuum zwischen stark mundartlich geprägter Aussprache der Standardsprache und einer (vom Deutschschweizer Publikum) als einheitlich und überregional empfundenen Aussprache gibt es verschiedene Register: Dialektnah sprechen wir etwa standardsprachliche Einsprengsel in der Mundart: «*Meh über d Eröffnig vo de OLMA ghöred Sie noch de sächse im <Echo der Zeit> [ɛxo dɛr tsait]*» (zu den Zeichen der Lautschrift vgl. S. 117). Wenn dem Korrespondenten aus der Ostschweiz in seinem hochdeutschen Beitrag an der Art, wie er etwa die Vokale realisiert, deutlich die Herkunft anzuhören ist, fällt das in der Regel nicht störend auf. Von der Echo-Moderatorin und vom Nachrichtenredaktor dagegen erwarten wir ein Register, das die mundartliche Herkunft zumindest nicht zu einem Thema werden lässt; bei längeren Zitaten oder literarischen Texten, oft gelesen von ausgebildeten Sprechern oder Sprecherinnen, sind wir es gewohnt, in der Aussprache kaum mundartliche Anklänge zu hören.

Welches Register am Radio tatsächlich zu hören ist, hängt ab von der journalistischen Form, die gewählt wurde, von der Textsorte, von der Sprechsituation und ganz zentral: von denen, die da sprechen. Eine echte Wahl zwischen verschiedenen Registern der Aussprache haben nämlich nur jene, die ein gutes Ohr haben für Gesprochenes, die Gelerntes und Geübtes situativ abrufen können, automatisch, selbstverständlich. Wer sich erst am Mikrophon um eine «richtige» und «schöne» Aussprache bemüht, kann sicher sein: Statt der beabsichtigten Botschaft kommt beim Publikum hauptsächlich dieses Bemühen an!

Wenn im Folgenden auf die Aussprache einzelner Laute hingewiesen wird, ist zu bedenken, dass im zusammenhängenden Sprechen nicht einzelne Laute nacheinander realisiert werden. Die für die Bildung einzelner Laute erforderlichen Sprechbewegungen gehen ineinander über – dieser Vorgang wird **Koartikulation** genannt. Im Wort *Glück* zum Beispiel bewegt sich die Zunge, noch während der Zungenrücken am Gaumen das g [g] produziert, nach vorne zu den Schneidezähnen, um den Laut l [l] zu bilden. Aber noch bevor überhaupt ein Laut gesprochen wurde, runden sich schon die Lippen für ein ü [y]. Darüber hinaus kommt es beim flüssigen Sprechen zu Angleichungen aufeinander folgender Laute, zu **Assimilationen**, bis hin zum Verkürzen oder Weglassen einzelner Laute, zur **Elision**: aus *haben* ['ha:bən] wird dann zum Beispiel ['ha:bm] oder gar [ham], *mit den Koffern* [mit de:n 'kɔfərn] wird [mɪte:ŋ'kɔfn]. Lautangleichungen und Lautweglassungen dienen dem Sprechfluss und tragen dazu bei, dass das Sprechen natürlich wirkt – sie dürfen aber die Verständlichkeit nicht beeinträchtigen.

Vokale

Von Dialekt zu Dialekt finden sich grosse Unterschiede in der Realisierung der Vokale. Ein Vergleich zwischen den Vokalsystemen der Schweizer Mundarten und der Norm erweist sich als sehr schwierig. In der Norm werden alle Kurzvokale offen und alle Langvokale geschlossen beschrieben. Die Mundarten kennen Laute, die in dieser **Norm** gar nicht vorkommen: kurze geschlossene Vokale, lange offene Vokale, das überoffene ä [æ] und eine ganze Reihe von zusätzlichen Diphthongen. Die Herkunft der Sprechenden ist deshalb gut an der Realisierung der Vokale zu hören. Ist die Aussprache der Vokale zu ausgeprägt dialektal, kann sie vom Inhalt ablenken.

a-Laute

Einzelne Dialekte kennen ein hinteres, dunkles a, nahe beim o [ɔ] (z.B. ZH: *was mache mer*) – andere sprechen das a vorne, mit hellem Klang, nahe beim ä [æ] (z.B. SG: *waa mache mer*). In der Standardsprache sollten die a-Laute in einer möglichst entspannten Qualität gesprochen werden, die Zungenspitze an den unteren Schneidezähnen und der Zungenrücken flach [a] – ahaa! –, damit sich das Ohr beim Unterscheiden nicht unnötig anstrengen muss.

Wer lernen will, genauer zu hören und zu unterscheiden, arbeitet beim Üben zunächst am besten mit so genannten Minimalpaaren: Das sind Wortpaare, die unterschiedliche Bedeutung haben und sich in nur einem Phonem unterscheiden. Ein **Phonem** ist definiert als «kleinste bedeutungsunterscheidende Einheit im Sprachsystem». Also: innerlich voraushören, beim Sprechen dann so entspannt wie möglich und so klar wie nötig unterscheiden, damit Zuhörende nicht irritiert sind und keine Verwechslungen passieren:

a: – o:	a: – ε:
haben – hoben	bar – Bär
Mass – Moos	sagen – sägen
Gras – gross	Aare – Ähre
Naht – Not	sahen – säen
sparen – Sporen	Taler – Täler
Baden – Boden	lahmen – lähmen

e-Laute und i-Laute

Besonders bei den e-Lauten sind die Dialekte reich an Realisierungen: kurzes geschlossenes e [e] wie in *Bett* (ZH), kurzes offenes è [ɛ] wie in *Hèrbscht* (ZH) oder *Bètt* (BE), überoffenes kurzes ä [æ] wie in *Wätter* (BE und ZH), langes geschlossenes ee [e:] wie in *Beeri* (ZH), langes offenes èè [ɛ:] wie in *Bèèri* (BE) oder *Chèès* (ZH), langes überoffenes ää [æ:] wie in *Wääg* (ZH) oder *Chääs* (BE).

Die Norm unterscheidet diese e-Laute:

Beschreibung		Beispiele
das lange geschlossene e	[e:]	wegen, Beere, Seele, fehlt, See, der, wer, sehr
das kurze offene e/ä	[ɛ]	Herbst, Bett, wecken, fällt, es, Erbgut, Gäste
das lange offene ä	[ɛ:]	Käse, Bären, Säle, wählen, Mädchen, spät

Wer im Dialekt das überoffene ää [æ:] kennt und spontan *Määdchen* oder *Kääse* sagen würde, soll nicht zu einem e [e:] überkorrigieren, und wie die Norddeutschen *Meedchen* und *Keese* sagen.

e: – ɛ:	e: – ɛ
ohne Gewehr – ohne Gewähr	den – denn, wen – wenn
Seele – Säle, Segen – säge	nehmen – nennen, Kehle – Kelle
Beeren – Bären, Ehre – Ähre	Stehlen – stellen, quer – Quelle

e: – ɛ – ɛ:	ɛ: – ɛ
Rede – rette – Räte	Täler – Teller
wegen – wecken – wägen	näseln – Nesseln
Hefe – Hefte - Häfen	Räder – Retter

Für die Lautfolgen -erd und -ert in Wörtern wie *Pferd*, *Erde*, *werden*, *Herd*, *Schwert*, *Beschwerde* empfiehlt der Duden die Aussprache mit langem geschlossenem e [e:]. In der Schweiz ist häufiger die Aussprache mit kurzem offenem e [ɛ] zu hören – die Entscheidung für [ɛ] oder [e:] ist danach zu richten, ob jemand die Lautumgebung generell eher dem Dialekt oder der Norm angenähert realisiert. Eine Überkorrektur in

Richtung i [i:] stört die meisten Ohren wohl mehr als die verbreitete schweizerische Realisierung.

Auch die Übergänge zwischen e und i [e: – i:, ε – ɪ] können verschwimmen und sollten klar differenziert werden:

e: – i:	ε – ɪ	e: – i: – ɪ
der – dir	sprengen – springen	beten – bieten – bitten
mehr – mir	Ställe – Stille	Wesen – Wiesen – wissen
zehn – ziehen	Welle – Wille	er – ihr – irr
her – hier	wessen – wissen	Leben – lieben – Lippen

In den Vorsilben ent-, emp-, er-, ver- und zer- wird das e nach der Norm unbetont, kurz und offen gesprochen [ɛ], es kann beim fließenden Sprechen aber auch zu einem so genannten «Schwa-Laut» [ə] abgeschwächt werden, wie im französischen Artikel /e [lə]:

ɛ
entgegen, enttäuschen, Entzug, empfangen, Empfindung, Emphase, erfinden, Erfahrung, Erfolg, Vergangenheit, Verlust, verjüngen, zerlegen, zerzaust, Zermatt

In den Vorsilben be- und ge- sowie in den Endsilben ist das e unbetont, als Schwa-Laut [ə] zu sprechen:

ə
genug, gelassen, Gefolge, Gefühl, gegeben, betonen, Betrug, benachrichtigen
bitte, Katze, Brille, Ebene, Beiträge, Welle, Ehe, Wolke, Pakete, gerettete
bangen, Wahlen, heiklen, wirren, sparen, sagen, Hemden, Drohungen, Damen
bindende, nähernde, klärende, bebende, saubere, andere, beschwerlichere
Pinsel, Amsel, Apfel, lächeln, heucheln, Muscheln, Atem, stolzem, dummem

Die Gewohnheit, «Schriftsprache» zu sprechen, verleitet dazu, das e in Nebensilben zu betonen und als [e] oder [ɛ] zu sprechen. Solche Realisierung kann überdeutlich wirken und zum Eindruck eines Schul-Lesetons beitragen; wird dieses e in Richtung eines ö [œ] gerundet, kann das sehr gekünstelt wirken.

o, u, ö, ü

Gerundete Vokale kommen in den Schweizer Dialekten zum Teil in vier Varianten vor, etwa das ü im Zürichdeutschen: lang geschlossen *tüür* (teuer) [y:], lang offen *Tüür* (Türe) [y:], kurz geschlossen *Büsi* (Katze) [y] und kurz offen *füle* (füllen) [ʏ].

Der Aussprache-Duden kennt die kurzen geschlossenen Vokale nur in Ausnahmen wie *Moral, Polizei, Lokal, Oase, Prospekt, Musik, Akku, Februar, möblieren, ökonomisch, Büro, amüsieren*.

Sonst sind sie **entweder** lang geschlossen **oder** kurz offen [o: – ɔ, u: – ʊ, ø: – œ, y: – ʏ].

o: – ɔ	ø: – œ
Ofen – offen	Höhle – Hölle
Polen – Pollen	Röslein – Rösslein
oben – ob	sich gewöhnen – sie gewöhnen
hoch – Hochzeit	österlich – östlich
u: – ʊ	y: – ʏ
russen – Russen	Wüste – wüsste
er sucht – die Sucht	fühlen – füllen
Mut – Mutter	Lüge – Lücke
spuken – spucken	Hüte – Hütte
ü – ɔ	œ – ʏ
musst – Most	Hölle – Hülle
Ruck – Rock	Köche – Küche
Schluss – Schloss	dörren – dürrer
wurden – worden	Stöcke – Stücke

y

Der Buchstabe y wird im Allgemeinen als ü [y: – ʏ] ausgesprochen:

y: – ʏ	y: – ʏ
Asyl – Asylant	Mythos – Mystik
typisch – typisieren	Psyche – Psychiatrie

Wem bei einzelnen Wörtern die Aussprache mit y als zu gewählt oder hochgestochen vorkommt, kann die Aussprache mit i [i: – ɪ] wählen:

i:, ɪ
Forsythie, Zylinder, Libyen, Pyramide, Gymnasiast, System, Analyst

Auch in den meisten schweizerischen Familien-, Eigen- und Ortsnamen ist y als i zu sprechen:

ɪ, i:
Gygax, Gyger, Kyburg, Lydia, Lyss, Mythen, Rychner, Schnyder, Schwyz, Wyl

Diphthonge

An der Schattierung der Diphthonge ist die geographische Herkunft besonders gut zu erkennen. Schweizer Dialekte kennen bis neun verschiedene Diphthonge, und die drei in der Standardsprache üblichen Diphthonge au, ei und eu werden in den Mundarten sehr unterschiedlich ausgesprochen.

Wir empfehlen, die Diphthonge eher kürzer als im Dialekt und fallend zu sprechen: mit zwei kurzen Vokalen, den ersten betont, den zweiten unbetont.

au: eine Bewegung von einem kurzen a [a] zu einem kurzen geschlossenen o [o] oder zu einem kurzen offenen u [ʊ] – *Baum* [baʊm] statt [bɔʊm] oder [bæʊm]

ei, ai, ey, ay: von einem kurzen a [a] zu einem kurzen geschlossenen e [e] oder zu einem kurzen offenen i [ɪ] – *frei* [frɛɪ] statt [frɛi]

eu, äu: von einem kurzen offenen o [ɔ] zu einem kurzen geschlossenen e [e] oder einem kurzen offenen ü [y] – *heute* ['høytə] statt ['høite]

a – aʊ	a – aɪ	ɔ – ɔy
ach – auch	Ball – Beil	Motte – Meute
Damen – Daumen	hassen – heissen	Sonne – Zäune
kam – kaum	As – Eis	Holle – heule
sie baten – sie bauten	Zahlen – Zeilen	Otter – Euter

Bei schweizerischen Orts- und Eigennamen sprechen wir weitere, uns geläufige Diphthonge nach dem Grundsatz: so schweizerisch wie möglich, so deutsch wie nötig.

ie [ɪə]	Brienz, Dietikon, Diepoldsau, Lienert, Rieter, Spiez
ue, uo [ʊə]	Fueter, Kuonisbergli, Muota, Nuolen, Ruoss, Schlossrued, Ueli
üe, üö [yə]	Flüela, Flüelen, Lüönd, Müesli, Rüegg, Üetliberg

Lange und kurze Vokale

Wenn die deutsche Sprache immer genau so gesprochen würde, wie sie geschrieben wird, dann wäre der Rechtschreibduden gleichzeitig auch ein Aussprachewörterbuch. Die Schrift gibt zwar Hinweise, wie ein Wort ausgesprochen werden soll. Der Vokal o zum Beispiel wird in der Regel kurz gesprochen, wenn ihm mehrere Konsonantenbuchstaben im Stamm folgen: *offen* ['ɔfən]. Lang wird er gesprochen, wenn nur ein Konsonantenbuchstabe folgt: *Ofen* ['o:fən].

Es gibt aber auch eine Reihe von Wörtern, die zwar unterschiedlich geschrieben, aber (gemäss Duden) gleich ausgesprochen werden. Bei diesen Beispielen beide mit **kurzem** Vokal:

das – dass, bis, bisher – Biss, man – Mann, Vetter – fetter, Held – hält

Hier beide mit **langem** Vokal:

mehr – Meer, wieder – wider, Lieder – Liter

Weiter gibt es Wörter, die zwar gleich geschrieben, aber verschieden ausgesprochen werden:

Weg – weg [e: – ε], Schoss – schoss [o: – ɔ],

sucht – Sucht, flucht – Flucht, russen – Russen [u: – ʊ]

Entgegen den Gewohnheiten in einigen Dialekten werden folgende Wörter mit **kurzem** Vokal gesprochen:

ab – an – es – bis, bisher – ob – Hochzeit – das – was

Konsonanten

Stimmlos oder stimmhaft?

Die Schweizer Dialekte kennen in der Regel keine stimmhaften Verschlusslaute, kein stimmhaftes s und kein stimmhaftes f resp. v oder w – die Laute b, d, g, s, v und w werden alle stimmlos realisiert. Die Unterscheidung geschieht im Dialekt nicht durch die Opposition stimmlos (ohne Beteiligung der Stimme) – stimmhaft (mit Beteiligung der Stimme), sondern durch die Intensität in der Artikulation: stark (fortis) – weich (lenis).

platt – Blatt, heepe – hebe, dir – Teer, Bode – Boot, glaube – gglaubt,

biege – briegge, Hase – hasse, Sims – süess, finde – winde, Ofe – oval usw.

Die meisten Schweizerinnen und Schweizer behalten diese Unterscheidung auch dann bei, wenn sie Standardsprache sprechen. Die Norm hingegen verlangt bei diesen Konsonantenpaaren die Unterscheidung stimmlos – stimmhaft. Wenn Schweizer das übernehmen und die weichen Konsonanten ausgeprägt stimmhaft realisieren (weil sie bewusst darauf achten), kann diese Sprechweise von «schön, gehoben, sehr gepflegt» bis «fremd, übertrieben, künstlich» wirken. Für die meisten Sprechsituationen am Mikrophon erachten wir den selbstverständlichen Sprechfluss für wichtiger als eine normgerechte

Stimmhaftigkeit. Hauptsache: Die Bedeutung der Wörter und der Äusserungen ist für die, die zuhören, auf Anhieb klar.

b – p	d – t	g – k
Bein – Pein	Boden – Boten	Garten – Karten
Gebäck – Gepäck	Dorf – Torf	legen – lecken
Bart – paart	leider – Leiter	Greis – Kreis
Brise – Prise	danken – tanken	Ärger – Erker
z – s	f – v	ſ – ʒ, ç – j, ç – j
Rasen – Rassen	vier – wir	Schema – Genie
reisen – reissen	Völkchen – Wölkchen	chemisch – jenisch
Geisel – Geissel	Feile – Weile	Männchen – Menschen
Busen – Bussen	fort – Wort	

Die starken Verschlusslaute p, t und k sollten gemäss Ausspracheduden in den meisten Stellungen behauptet, aspiriert werden. In den Dialekten werden p und t normalerweise nicht aspiriert; k wird verbreitet als ch [x] oder kch [kx] gesprochen – dieses kch wird dann beibehalten, wenn jemand ganz besonders schweizerisch Hochdeutsch sprechen will, in einer Satire zum Beispiel. Beim Sprechen am Mikrofon kann leichtes, aber nicht übertriebenes Aspirieren der Verschlusslaute den Eindruck von Präsenz verstärken, und es dient der Deutlichkeit.

Ebenfalls der Deutlichkeit dient die so genannte **Auslautverhärtung**: Im Wort- und Silbenauslaut werden die weichen Konsonanten stimmlos gesprochen – nicht übertrieben hart und aspiriert (das kann zur Wirkung «zu deutsch» beitragen), aber auch nicht demonstrativ stimmhaft (das kann an die Aussprache der Lehrerin beim Diktat in der Schule erinnern):

b – p, d – t, g – k, z – s, v – f

Liebe – aber: lieb [li:p], liebt, Geliebte, lieblich, lieblos

Hände – aber: Hand [hant], handlich, Handlung, Handhabe

Tage – aber: Tag [ta:k], es tagt, tagtäglich, Montag, Tag für Tag

lesen – aber: lies [li:s], lest, lesbar

Naive – aber: naiv [nai:f], Naivling

Glottisverschlusslaut

Für diesen Laut [ʔ] gibt es keinen Buchstaben, vielleicht ist seine Funktion deshalb den meisten nicht bewusst. In den Dialekten spielt er als Laut kaum eine Rolle, wir kennen ihn allenfalls aus dem Gegensatz von der verneinenden Interjektion *höö* [hǝʔǝ] und der bejahenden *öhö* [ǝ'hǝ].

Als Unterscheidungsmerkmal zwischen schweizerischer und deutschländischer Standardausprache aber spielt der Glottisverschlusslaut eine wichtige Rolle. Deutsche setzen Vokale im Anlaut eines Wortes oder einer Silbe in der Regel mit diesem Kehlkopflaut [ʔ], «Glottisschlag» genannt, neu ein, während Schweizer diese Wörter und Silben miteinander verbinden:

neu eingesetzt	verbunden
auch am Abend [ʔaʊxʔam'ʔa:bənt]	auchamAbend [aʊxam'a:bənt]
auf und ab und immer weiter	aufundabundimmerweiter
die Alten und die Be amten	dieAltenunddieBeamten
um ein Uhr elf	umeinUhref
als er ein Drei eck be achtete	alsereinDreieckbeachtete
die E U und die UNO	dieEUunddieUNO

Übungsvers:

Ob er aber über Oberammergeau, oder ob er aber über Unterammergeau, oder ob er aber überhaupt nicht kommt, ist ungewiss ...

Das Sprechen mit Glottisschlag kann konturierter und klarer wirken, aber auch hart und staccato – unterbleibt der Neueinsatz, fließt das Sprechen besser und es wirkt weich und legato, je nachdem aber auch verschwommen, undeutlich. Statt *im Ausland* glaubt man *im Mausland*, statt *im Osten* glaubt man *im Mosten* zu hören.

Es gibt viele Fälle, in denen der Glottisschlag zu besserer Gliederung, zu besserer Verständlichkeit beiträgt und Missverständnissen vorbeugt; er kann generell zu einem Eindruck von grösserer Klarheit verhelfen.

der Streikende – das Streik ende	Bettdecke – Bett ecke
der Bauende – das Bau ende	verreist – ver eist
die Schweinerei – das Hühner ei	mitteilen – mit eilen
Lehrerfolge – Lehr erfolge	zu meinen – zum einen

Wer solche Vokaleinsätze beim Wechsel vom Dialekt in die Standardsprache undifferenziert und ohne lange zu üben praktiziert, muss sich sehr darauf konzentrieren, wird abgelenkt und angespannt wirken und dabei selber schnell ermüden. Der Auftritt am Mikrofon ist der falsche Ort, das zu üben – das muss vorher geschehen.

Es gibt viele zusammengesetzte Wörter, bei denen das Gefühl dafür, dass es sich um Zusammensetzungen handelt, geschwunden ist – diese können **ohne** Neueinsatz gesprochen werden:

einander, Hebamme, herab, herein, hinaus, Obacht, Voraussagen, vorüber, wiederum, woran

Auch bei diesen Fremdwörtern kann ein Neueinsatz vor der zweiten Silbe sehr gewählt wirken:

Aida, naïv, Oase, Theater, Realität

sp-, st-

Im Dialekt feiern wir ein *Fäscht* und wir erwarten *d Gäscht* – in der Standardsprache ist das selbstverständlich ein Fest [fɛst] mit Gästen [ˈgɛstən].

Stehen sp- und st- im Anlaut, gibt es keinen Unterschied, was das als sch ausgesprochene s betrifft: *Schtrand* – Strand, *schpaat* – spät, *gschtoorbe* – gestorben, *Gschprööch* – Gespräch.

IV Zur Aussprache der Standardsprache bei Schweizer Radio DRS

Bei Fremdwörtern, die häufig gebraucht und deshalb nicht mehr als fremd empfunden werden, sprechen wir am Wortanfang in der Regel ebenfalls schp- [ʃp] und scht- [ʃt]:

Spalier, Spektakel, Spezies, spontan, Sprint, spirituell
stabil, Start, stereo, Stil, Stopp, Stagnation, Strategie, Struktur, statistisch

qu

Die meisten Schweizerinnen und Schweizer sprechen diese Lautverbindung im Dialekt mit einem k plus u [kxu] – im Ausspracheduden wird die Aussprache mit k plus w-Laut verlangt [kw]. Das empfehlen wir auch, das w darf allerdings weich und stimmlos (lenis) sein:

Qual, Quote, Quelle, Qualität, quer, Reliquie, Sequenz – aber: Quarantäne [ka]

h

Wer das h im Wortinnern vor einer unbetonten Silbe als [h] ausspricht, erinnert daran, dass hier nach der Schrift gesprochen wird; diese h sind Dehnungszeichen und werden nach Duden nicht gesprochen:

Ehe, hohe, mähen, Ruhe, früher, Ehemalige, gehen, wehen, sehen

I-Laute

In den Dialekten sind verschiedene I-Laute zu hören: mit gehobenem Zungenrücken, mit zurückgebogenem Zungenrücken, zu einem u vokalisiert (Welt = *Wäut*). Solche Bildungsweisen wirken in der Standardaussprache sehr dialektal, schwerfällig; das [i] soll möglichst «schlank», mit der Zungenspitze gebildet werden.

loben, lallen, Kelle, Mittel, eitel, betteln, handeln, selbst, Welt, fortlaufend, trostlos

ch-Laute

Die meisten Dialekte kennen das ch nur als Ach-Laut [x]; das ist auch der am häufigsten genannte Unterschied zwischen schweizerischem und deutschländischem Deutsch. Wohl deshalb kennen viele aus dem Deutschunterricht noch die Regel «nach a, o und au, sprich das ch rau» – und zwar den gleichen rauen Ach-Laut [x] wie im Dialekt. Aus Angst vor diesem (durchaus normgerechten) Kratzgeräusch wird in der Schweiz der Ach-Laut oft in Richtung Ich-Laut [ç] korrigiert – was von der Bewegung her unökonomisch und deshalb anstrengend ist, und entsprechend angestrengt wirkt.

Also: Ach-Laut [x] nach den Vokalen a, o, u und au:

Bach, doch, Buch, auch, lachen, gefochten, suchen, Lauch

Ich-Laut [ç] nach allen anderen Vokalen und nach Konsonanten:

ich, Bücher, Dolch, durch, echt, Häuschen, Licht, manche, Zürcher, Teich, euch

Wenn in der Buchstabenverbindung chs das s fest zum Stamm gehört, sprechen wir der Norm folgend [ks] – genau wie den Buchstaben x [ks]:

Fuchs, Dachs, sechs, Ochse, Wechsel, Wachstum, ausgefuchst, Nord-Süd-Achse
Hexe, Xaver, Xylophon, X-Beine, Nixe, Koks

aber [xs]: des Buchs, du lachst, wachsam

aber [çs]: der Frechste, gleichsam, am höchsten, der Nächste

Steht das ch im Anlaut, kann es, je nach Herkunft der Wörter oder Namen, für fünf verschiedene Laute stehen. Damit solche Wörter am Radio nicht in immer wechselnden Varianten zu hören sind, orientieren wir uns am Ausspracheduden und an der ARD-Aussprachedatenbank:

IV Zur Aussprache der Standardsprache bei Schweizer Radio DRS

ich-Laut [ç]	Chemie, chemisch, China, chinesisch, Cherub, Chimäre
ach-Laut [x]	Chassidim, Chatschaturian, Chalkis
k [k]	Charakter, Charta, Chor, Melancholie, Orchester, Chlor, Chrom, Chiemsee, Chaos, Chronik, Chur
sch [ʃ]	Chassis, Chauffeur, Chaussee, Check
tsch [tʃ]	chartern, Check-up, Chinchilla, Macho, Chile

r-Laute

Das Zungenspitzen-r [r] ist die Variante, die in den Dialekten am häufigsten zu hören ist; es gibt aber auch Gegenden, in denen eher das gerollte, das Zäpfchen-r [ʀ] gesprochen wird – dieses wird zum Teil mehr angedeutet als gerollt, wie im Französischen [ʁ]. Es gibt sogar Familien, in denen verschiedene r-Laute vorkommen. Auch in Deutschland werden beide r-Laute gesprochen, im Norden eher [ʀ], im Süden und in Österreich eher [r], und sie sind grundsätzlich gleichberechtigt.

Viele Schweizerinnen und Schweizer finden es chic oder professioneller, am Mikrofon das Zäpfchen-r zu verwenden. Solche Wechsel wirken sich beim Artikulieren auf die sehr komplexe Feinmotorik aus: es gibt längere Wege, die Bewegungen sind ungewohnt und können anstrengen, was beim Publikum Wirkungen wie «angespannt, unecht, artifizuell» haben kann. Wir empfehlen deshalb in der Regel, beim Wechsel vom Dialekt in die Standardsprache beim gewohnten r-Laut zu bleiben.

Wer sehr geübt und flüssig Standardsprache spricht, kann den r-Laut in den folgenden Positionen abschwächen oder vokalisieren, das heisst als nicht silbischen Vokal [ɐ] sprechen – aus dem r darf aber kein eigentliches a [a] werden, wie es in Bayern zu hören ist:

nach langem Vokal [ɐ], nicht silbisch

Bier, sehr, für, Tor, wir, der, Gehör, Meer, Gewehr, Gewähr, er, vor, Schnur, Verkehr

in der Endsilbe -er [ɐ], silbisch

lieber, Bruder, Oper, ändern, fordern, Käfer, hadern, Reiter, Hörer, füttern, wandern

in den Vorsilben er-, ver- und zer- [e], silbisch

erzählen, erfrieren, erdrücken, zerstreiten, zerlumpt, verprügeln, Vergangenheit

Aus Gründen der Verständlichkeit darf der r-Laut aber vor oder zwischen Vokalen und nach kurzen Vokalen nicht vernachlässigt werden; hier muss ein konsonantischer r-Laut gesprochen werden:

[r] oder [ʀ]

Rad, Rose, reden, treten, Kran, fahren, hören, Ohren, sparen, Investoren, Ehrung

Berg, Garten, Kurt, kurz, morgen, Stern, wirr, Herren, Wort, Arbeit, Wirtschaft, fort

-ig

Nicht nur in den Schweizer Dialekten, auch in den Mundarten Süddeutschlands und Österreichs wird die Endung -ig mit k ausgesprochen [ɪk]. Der Ausspracheduden schreibt die Aussprache mit dem Ich-Laut [ɪç] vor, die vorwiegend im deutschen Norden verwendet wird.

Die Variante mit [ɪk] entspricht einer schweizerhochdeutschen Sprachkonvention eher als die Variante mit [ɪç], ist näher bei den Hörgewohnheiten des Publikums. Wer in mundartlicher Melodie und mit mundartlichen Vokalen *zwanzich* statt *zwanzig* sagt oder gar *zwanzisch*, muss damit rechnen, vom hellhörigen Publikum vielleicht nicht ganz ernst genommen zu werden, als «jemand, der gern möchte und es doch nicht richtig kann».

Wer auch im Alltag viel hochdeutsch spricht und sich angewöhnt hat, statt [ɪk] selbstverständlich [ɪç] zu sagen, sowie Kolleginnen und Kollegen aus Deutschland, die in ihrem Sprechen schon immer die Variante [ɪç] pflegen, und auch Sprecher und Sprecherinnen von fiktionalen Texten müssen sich nicht verkrampft auf das [ɪk] umschulen.

[ɪk]

sonnig, König, ewig, eiligst, Predigt, zwanzig, Obrigkeit, wenig, innig, vierzig, verteidigt, ruhig, Käfig, Richtigstellung, Müdigkeit, beleidigt, fleissig, richtig

Doppelkonsonanten

Doppelbuchstaben (wie das pp in Doppel-) zeigen in der deutschen Sprache in der Regel an, dass der Vokal davor kurz und offen gesprochen wird. Für die Aussprache kennt der Duden keine langen Konsonanten, alle werden kurz gesprochen. In unseren Dialekten aber kommen lange Konsonanten vor, etwa im zürichdeutschen Gegensatzpaar [ʃaɖə] Schaden – [ʃat:ə] Schatten. Wohl deshalb, und weil ja «Schriftsprache» gesprochen wird, sprechen viele Deutschschweizer die zwei Konsonantenbuchstaben besonders lang.

Wer sie kurz spricht, wie **einen** Laut, kommt im Sprechfluss besser voran, das Sprechen wirkt fließender und klingt weniger nach der Sprechweise beim Diktat, die auf die Orthographie aufmerksam machen will:

die Suppe auslöffeln [di:'zʊpə'ʔaʊslœfəlɪn], den Himmel aufreissen [de:n'himəl
'ʔaʊfraɪsən], Motten im Wasser, ein höllisches Scharren, das Wissen vom Wetter

Sind jedoch Verdoppelungen von Konsonanten durch Wortzusammensetzungen oder an Wortgrenzen entstanden, werden sie auch entsprechend länger gesprochen:

am Meer [amme:r], Annahme ['anna:mə], aufliegen, ein Name, schnell lesen,
Waschschüssel

Assimilationen

Zum spontanen Charakter des alltäglichen Sprechens im Dialekt gehört, dass wir Laute in Konsonantenhäufungen entweder angleichen oder verschmelzen.

Werden diese Gewohnheiten aus dem Dialekt in die Standardaussprache übertragen, fehlen Präzision und Leichtigkeit. Umgekehrt kann präzios, überdeutlich wirken, wer beim Dialektsprechen solche Assimilationen nicht macht (zu hören bei Deutschen, die versuchen, Dialekt zu sprechen, oder gelegentlich in Mundartnachrichten).

verschmolzen	getrennt
Aeppeeri [ˈæp:e:ri]	Erdbeeren [ˈe:rtbe:rən]
Apfokaat, ump Fraue	Advokat, und die Frauen
Gemf, Semf, Umfall, fümf, Imfo	Genf, Senf, Unfall, fünf, Info
en Hampfle, wirp villiicht	eine Hand voll, wird vielleicht
Hauppahnhof, alpekannt	Hauptbahnhof, altbekannt
Sanggalle, sie sing guet	Sankt Gallen, sie sind gut
empehrt, empuppt	entbehrt, entpuppt
Tageschau, Uschau halte	Tagesschau, Ausschau halten
Uuschpraach, eschtört	Aussprache, es stört
Schloss, eschneit	das Schloss, es schneit
ummöglich, em Maa, wem me	unmöglich, ein Mann, wenn man
unggnau, unklar, eng Gang,	ungenau, unklar, ein Gang

Der Duden erlaubt Assimilationen, wenn die Konsonanten an der gleichen Artikulationsstelle gebildet werden, zum Beispiel b und p, t und d, g und k. Diese fördern den Sprechfluss:

und der [ʊntd̥e:r], und dann, hat doch, Limmattalerkreuz, Höchsttemperaturen

ich hab Panik [ha:p̥pa:nɪk], lobpreisen, ob Baden, abbeissen

genug Kinder [gəˈnu:k̥kɪndə], guten Tag Kurt, ich mag Kirschen

Orts- und Eigennamen

Zur Aussprache fremder Namen und Ortschaften ist im Ausspracheduden eine Fülle von Informationen zu finden. Bei der aktuellen Regelung neu auftauchender Namen orientieren wir uns an der **Aussprachedatenbank der ARD**, mit der die Arbeitsplätze von Schweizer Radio DRS über Intranet online verbunden sind. Diese Suchmaschine bietet neben der Erläuterung der Wörter, der phonetischen Transkription und der Auskunftsquelle je auch ein Audiofile mit der empfohlenen Aussprache.

IV Zur Aussprache der Standardsprache bei Schweizer Radio DRS

Bei Orts- und Eigennamen aus Sprachen, die andere Lautsysteme als das deutschländische Deutsch verwenden, wählt das Redaktionsteam in Frankfurt jeweils eine sprechbare Variante nach der Faustregel «so original wie möglich, so deutsch wie nötig».

Nach dieser Regel verfahren wir auch mit schweizerischen Orts- und Eigennamen: Wir berücksichtigen in der Standardaussprache die mundartliche Sprechweise, soweit sich diese mit der gültigen Schreibung vereinbaren lässt (also nicht *Boortleff* für Burgdorf, nicht *Böiu* für Beinwil). So sprechen wir Orts- und Eigennamen mit -ie- auch in der Standardsprache mit dem Mundart-Diphthong [ɪə]: *Brienz*, *Dietgen*, *Dietikon*, *Riederalp*, *Rieter*, *Spiez*, *Wiedikon* (aber: *Biel* [bi:l] und *Liestal* [ˈli:sta:l]).

Weitere Beispiele

Diphthonge [ʊə], [ɥə]	CH-Akzente	CH-Vokalqualität
Fueter	Sa'meden oder Sa'maden	Lyss [li:s]
Ueli	Bad Ra'gaz	Töss [tø:s]
Muotathal	München'buchsee	Gossau ['go:səʊ]
Buob	St. Jo'hann	Mägenwil [mɛgən'vi:l]
Lüönd	Kannen'feld	Zürich ['tʃʏrɪç]
Üetliberg	St. Mo'ritz	Eglisau ['ɛglisəʊ]

Bei der Aussprache französischer, italienischer und rätoromanischer Orts- und Eigennamen orientieren wir uns ebenfalls mehr an unseren Landessprachen als an eingedeutschten Varianten. Nach und nach werden die Vorschläge von Schweizer Radio DRS, als deutschschweizer Varianten gekennzeichnet, in die Aussprachedatenbank der ARD eingearbeitet.

Einheimische **Abkürzungen** und solche, die selbstverständlich zur Alltagssprache gehören, betonen wir wie im Dialekt auf der ersten Silbe und nicht wie in Deutschland üblich – *CD'U*, *CS'U*, *SP'D*, *FD'P* – auf der letzten:

'AHV – 'CVP – 'DRS – 'FDP – 'SVP – 'SP – 'FCZ – 'NZZ – 'IV – 'SBB – 'SRG – 'UKW
– 'YB – 'FCB – 'PC – 'CD – 'DVD – 'ABB – 'ZHW – 'ETH – 'RhB – 'ZGB – 'WC – 'DJ

Die Deutschschweizer Varietät der Standardsprache verwendet viele **Wörter aus dem Französischen**; im Dialekt betonen wir diese Wörter meistens auf der ersten Silbe, im

Gegensatz zu der in Deutschland üblichen Endbetonung. Wer «gepflegt» Schweizerhochdeutsch spricht, übernimmt aus dem Französischen auch den ausgeglichenen, «schwebenden» Druckakzent.

Einige Beispiele:

Aperitif, Buffet, Cabriolet, Communiqué, Debüt, Duvet, Dossier, Entrecote, Financier, Fondue, Kondukteur, Konfitüre, Hotel, Matinee, Menü, Occasion, Parfum, Praliné, Rezeption, Resümee, Tableau, Taburett, Varieté usw.



Zwei unterschiedliche «Grammatiken»

«Sprechen» geht in verschiedenen Formen über den Sender, und es stützt sich auf unterschiedliche Vorbereitungen. Das Sprechen in einer Diskussionssendung etwa ist ein spontanes, Denken und Sprechen erfolgen fast zur gleichen Zeit: kaum gedacht, schon gesprochen. Ein «halbfreies» Formulieren anhand von Stichworten – beispielsweise bei einer direkt übertragenen Reportage – ist eine Art vorgedachtes Sprechen: Die Gedankenabfolge ist bedacht worden, einzelne Begriffe lotsen durchs Sprechen, die genaue Wortfolge entsteht aber erst im Moment des Formulierens. Ganz anders wiederum das gestaltete Lesen eines Manuskripts – klassisches Beispiel hier: die Nachrichten. Da sind die Gedanken fixiert worden, der sprachliche Text entsteht nicht mehr spontan, er existiert bereits.

Auch wenn wir uns spontan äussern, tun wir dies nach bestimmten Regeln, Regeln, die wir uns während unserer sprachlichen Sozialisation angeeignet haben. Wir haben sie in sehr frühen Jahren gelernt, ohne dass jemand sie uns beigebracht hätte, haben einfach nachgemacht, was wir bei andern gehört haben. Man denke nur etwa an die routinierte Art, wie wir ein Gespräch steuern: das (fakultative) *oder* am Ende der Äusserung signalisiert: teil mir doch mit, ob du immer noch mitmachst bei unserem Gespräch; das *ähä, mhm* (nicht fakultativ!) liefert genau diese Bestätigung (wer diese Regel ohrenfällig erleben will, verzichte doch einmal für 30 Sekunden auf dieses «Bestätigungs-ähä» am Telefon, während die andere Person spricht!). Ganz anders die Grammatik des Geschriebenen: Dort können wir die Regeln benennen, wir haben sie in der Schule ganz bewusst gelernt.

Spontan gesprochene und geschriebene Sprache haben unterschiedliche Eigenschaften, wenn wir sie uns etwas genauer anschauen. Hier ein Ausschnitt aus einem Gespräch auf DRS 2 mit einer externen Fachperson aus dem Musikbereich:

«Der Hintergrund ist ... also ich muss sagen, ich hab zuhause sowieso nur diese Version, ich hab, das ist auf einer Langspielplatte, die heisst Mingus presents Mingus, a(l)so Charly Mingus presents Charly Mingus, und ... das ist eine Version, die ein Jahr später live aufgenommen wurde in einem Club, im Quartett, und ... die ... ist eben genau viel direkter, viel wilder und er singt ja da und beleidigt noch Staatsoberhäupter dabei und ... deshalb durfte er nämlich im Studio ein Jahr vorher, auf dem grösseren Label Columbia ... das eben nicht tun, sie wollten nicht, dass er redet und singt, und diese Version,

die wir jetzt gehört haben, das ist eigentlich die, die er, so wollte er das Stück haben, er wollte diese äh wilde und direkte Art, eigentlich.»

Der gleiche Inhalt könnte, in geschriebener Form, so aussehen:

«Der Hintergrund dazu ist folgender: Ich habe zu Hause nur diese eine Version, auf einer Langspielplatte mit dem Namen <Charly Mingus presents Charly Mingus>. Es ist dies eine Version, die ein Jahr später in einem Club mit einem Quartett live aufgenommen wurde. Diese Version ist viel direkter und wilder. Mingus singt auf dieser Aufnahme und beleidigt Staatsoberhäupter. Genau dies war ihm ein Jahr vorher vom Plattenlabel Columbia verboten worden: Die Platten-Chefs wollten nicht, dass er redet und singt. Die Version, die wir jetzt gehört haben, entspricht also viel stärker der Idee Mingus', dem ein wildes und direktes Stück vorschwebte.»

Diese beiden Texte unterscheiden sich in manchem: in der Auswahl des Wortschatzes, in der Struktur der Sätze, in der Komposition des Textes als Ganzes.

Spontan gesprochene und geschriebene Texte bestehen also aus unterschiedlichen Elementen, die nach unterschiedlichen Regeln zusammengestellt werden; sie haben unterschiedliche Eigenschaften. Wir sprechen hier deshalb auch von unterschiedlichen Grammatiken: einer mündlichen und einer schriftlichen.

Die Unterschiede spontan gesprochener und geschriebener Sprache im Überblick:

Im Wort-Bereich

spontan gesprochen	schriftlich formuliert
Wortwiederholungen	Abwechslung für den gleichen Inhalt
kurze Wörter	längere Wörter
wenige Substantivierungen	mehr Substantivierungen
wenige Wort-Zusammensetzungen	mehr Wort-Zusammensetzungen
Füllwörter (z.B. äh, also, und so)	keine Füllwörter
Wortfragmente	keine Wortfragmente

Im Satz-Bereich

spontan gesprochen	schriftlich formuliert
Verstöße gegen die gewohnte Grammatik	grammatisch korrekte Sätze
Satz-Brüche: Satzabbrüche, Neuanfänge, Unterbrüche	vollständige Sätze
einfachere Satzstrukturen (z.B. Satzverbindungen)	komplexere Satzstrukturen (z.B. Satzgefüge; Partizipial-Konstruktionen)
Wortstellung oft den grammatischen Regeln widersprechend	grammatisch korrekte Wortstellung
Verb-Klammern nahe beieinander	Verb-Klammern weit auseinander

Im Text-Bereich

spontan gesprochen	schriftlich formuliert
Textaufbau oft assoziativ, sprunghaft, ausladend	Textaufbau meist wohlkomponiert, straff, logisch
Informationsabsicht ergibt sich oft erst beim Sprechen	Informationsabsicht äussert sich in klaren Strukturen
geringe Informationsdichte	hohe Informationsdichte
hohe Redundanz	geringe Redundanz

Im Kapitel «Tipps, damit Texte hörverständlicher werden», werden wir sehen, was dies fürs Schreiben hörverständlicher Texte bedeutet.

Unterschiedliche Produktions- und Rezeptionsbedingungen

Dass die beiden Texte so unterschiedlich sind, ist nicht verwunderlich. Sie entstehen unter ganz verschiedenen Bedingungen: der schriftliche Text konnte in aller Ruhe hergestellt, allenfalls noch überarbeitet werden; das Gespräch hingegen erlaubt keine langen Überlegungen: Die Gedanken entstehen während der Rede, und entsprechend «fehleranfällig» ist diese spontane Rede. Satzabbrüche, Wiederholungen, konfuser Aufbau sind einige der typischen Merkmale.

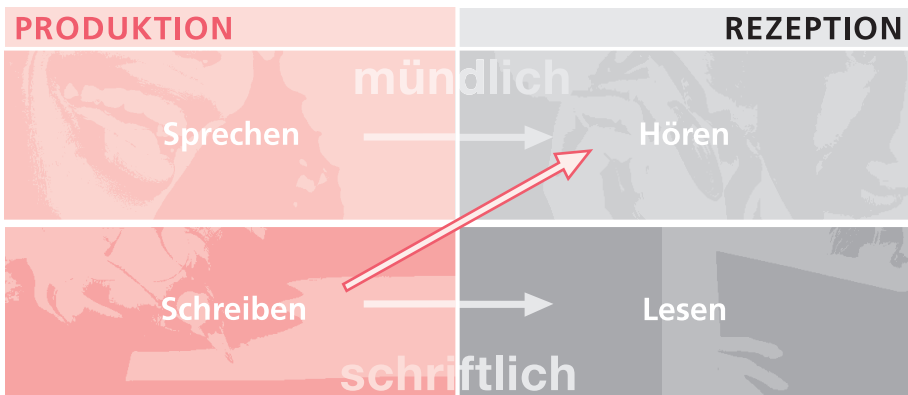
V Schreiben fürs Hören

Aber nicht nur die Produktion der Texte unterscheidet sich, sondern auch die Rezeption: Lesen ist ein optischer Prozess, Zuhören ein akustischer. Beim einen nehme ich mit den Augen wahr, beim andern mit den Ohren.

Sprechen und Hören gehören zusammen, Schreiben und Lesen gehören zusammen: Es sind «Kulturtechniken», die aufeinander abgestimmt sind. Wir haben sie jeweils zusammen gelernt, Sprechen und Hören in der frühen Kindheit, Schreiben und Lesen in der Schule. Der Zeitpunkt dieses Lernens hat auch einen Einfluss darauf, wie wir die dazu gehörenden Regeln gespeichert haben: Die Grammatik der Mündlichkeit ist uns kaum bewusst: wir handeln zwar «richtig», ohne jedoch genau sagen zu können, wie wir dies tun. Die Grammatik der Schriftlichkeit dagegen haben wir bewusst gelernt, wir können die entsprechenden Regeln meist mühelos abrufen.

In diesem unterschiedlichen Bewusstseinsgrad der beiden Grammatiken liegt auch eine der Schwierigkeiten, denen neue Mitarbeitende am Radio begegnen. Wenn sie Radiotexte schreiben, so tun sie dies meist reflexartig, indem sie auf die Grammatik der Schriftlichkeit zurückgreifen – was ja eigentlich auch einleuchtet, denn sie «schreiben» ja! Dass das Radio-Publikum diesen Text aber nicht mit den Augen versteht, sondern mit den Ohren, wird dabei oft vergessen.

Wollen wir einen Text schreiben, der fürs Hören bestimmt ist, müssen uns demnach die Regeln der Mündlichkeit leiten, nicht die Regeln der Schriftlichkeit: aus einer Produktionssituation der Schriftlichkeit heraus muss ich für eine Rezeptionssituation der Mündlichkeit schreiben!



Als Konsequenz daraus ergibt sich: Optische Gestaltungsmittel eines schriftlichen Textes müssen akustisch «übersetzt» werden, wenn sie eine Bedeutung tragen, die nicht verloren gehen soll – Titel, Abschnitte, Unterstreichungen, Fettdruck, Anführungszeichen, Ausrufezeichen etc. Diese Übersetzung kann auf zwei Arten erfolgen:

Durch Verbalisierung: Ein optisches Ausrufezeichen kann akustisch beispielsweise übersetzt werden mit « ..., und das ist nun wichtig: ...», ein Abschnitt in einem Zeitungsartikel mit «zu einem ganz andern Bereich gehört die Frage ...».

Mittels Intonation: Ein Ausrufezeichen kann mittels stärkerer stimmlicher Betonung wiedergegeben werden, ein Abschnitt mit einer längeren Pause, eine neue Perspektive mit einem Wechsel der Klangfarbe (vgl. Kapitel II Sprechausdruck und Höreindruck).

Ein anderer Unterschied bei der Rezeption: Lesen ist ein selbstgesteuerter Prozess, Zuhören ein fremdgesteuerter. Den Zeitpunkt und die Geschwindigkeit kann ich beim Lesen selbst bestimmen und kann Teile des Gelesenen auch wiederholen; beim Zuhören ist mir dies alles vorgegeben. Probleme und mögliche Lösungen hier:

Problem	mögliche Lösungen
Das Radio wird oft als Begleitmedium genutzt, man hört nicht ständig hochkonzentriert zu.	Redundanz im Text: wichtige Inhalte ab und zu wiederholen, zusammenfassen usw.
Fremdgesteuerter Verstehensprozess führt zu <ul style="list-style-type: none"> – beschränkter Aufnahmefähigkeit – schnellem Vergessen – selektiver Wahrnehmung 	<ul style="list-style-type: none"> – Portionieren von Inhalten – Reduzieren der Informationsdichte – möglichst einfache Satzstrukturen – Eindeutigkeit auf der Bedeutungsebene – Linearität in der Satz- und Textstruktur – konsequente Orientierung an (angenommenem) Vorwissen/ (angenommener) Sprachkompetenz des Publikums

Zu dicht und zu stark verschachtelt fürs Verstehen auf Anhieb scheint uns folgendes Beispiel:

«Die politische Instinktlosigkeit der parteiunabhängigen Parlamentarierin XY, die versucht hatte, ihre ohnehin schon sehr hohe Entschädigung von rund 8000 Euro monatlich – das sind gut 12'000 Franken – noch etwas aufzubessern, hat, wie nicht anders zu erwarten war, in der Hauptstadt einen Sturm der Entrüstung ausgelöst.»

Was die Linearität betrifft, mögen die beiden folgenden Abschnitte als Beispiel dienen: Die Informationen sind die gleichen, sie unterscheiden sich aber in ihrer Anordnung, und beim Zuhören stellt sich eine völlig andere Wirkung ein.

«Die Wetterprognosen: Es ist Besserung in Sicht, der Sommer kehrt wieder zurück mit bis zu 35 Grad. Das aber erst am Wochenende. Zuvor gibt's noch einen Tag mit viel Regen und Temperaturen um die 18 Grad.»

«Die Wetterprognosen: Es gibt morgen nochmals einen Tag mit viel Regen und Temperaturen um die 18 Grad. Am Wochenende dann kehrt aber der Sommer zurück.»

Spontane und geplante Mündlichkeit

Soll ich einen Text genau so schreiben, wie er mündlich entstehen würde? All die Pausen einbauen, die Satzabbrüche, die Wiederholungen, die Gedankenschlaufen, ja sogar die Versprecher?

Das ist unter Umständen durchaus angebracht, in einer Moderation etwa, wenn sich diese direkt ans Publikum wendet, in einem Moderationsgespräch oder in einem Hörspiel. In solchen Fällen wird Spontaneität geplant, in Szene gesetzt. Die Sprechhaltung ist grundsätzlich eine dialogische: mehrere Personen sprechen miteinander. Diese Personen sind entweder tatsächlich vorhanden – im Moderationsgespräch oder im Hörspiel – oder zumindest in der Vorstellung der Sprecherin oder des Sprechers. Dabei genügt es allerdings nicht, nur den Text in eine spontan-mündliche Form zu bringen; notwendig ist auch, diesen Text sprecherisch spontan umzusetzen. Beides stellt hohe Anforderungen: Wenn etwa in einem Moderationsgespräch auf eine schwierige Frage die Antwort wie

aus der Kanone geschossen folgt, ohne eine Pause des Nachdenkens, hören wir eine schlechte Inszenierung geplanter Mündlichkeit.

Oft ist die Sprechhaltung aber keine klassisch dialogische: Ein vorhandener Text ist zwar für das Publikum gedacht, es wird aber nicht direkt angesprochen. Das ist etwa bei den Informationssendungen der Fall. Hier wird nicht eine spontane Mündlichkeit nachgebildet. Es müssen aber all jene Merkmale der Schriftlichkeit vermieden werden, die ein Hörverstehen erschweren. Mit andern Worten: Statt der spontanen Mündlichkeit haben wir hier die geplante Mündlichkeit.



Die Tipps sind unterteilt in drei Kategorien: jene, die auf der Ebene des Wortschatzes ansetzen, jene auf der Ebene der Satzstrukturen und schliesslich die Tipps, die den Text als Ganzes betreffen.

Ebene Wort

Wortzusammensetzungen vermeiden

Wortzusammensetzungen verdichten die Information:

«Abfallbewirtschaftungsgesetz»

«Vernehmlassungsevaluation»

«Sondermülläntsorgigsaalag»

Hier gilt es, die Zusammensetzungen nach Möglichkeit wieder aufzulösen:

- «Ein Gesetz, das regelt, was mit dem Abfall geschehen soll.»

Verbalstil statt Substantivierungen

Substantivierungen führen zu einer hohen Informationsdichte. Dadurch, dass Substantive durch Verben ersetzt werden, wird nicht nur die Informationsdichte kleiner, es wird auch die Handlung betont, was meist spannender wirkt.

«Die Frau wurde wegen Im-Stich-Lassens ihres Babys verurteilt.»

- «Die Frau wurde verurteilt, weil sie ihr Baby im Stich gelassen hatte.»

«S übermässige Ufbloose vom Balon dur t Crew hät dän zum früeziitige Abhebe gfüert.»

- «T Crew hät de Balon z fescht ufploose, und wäge däm isch er dän z früe ab.»

Achtung bei Abkürzungen

Viele Abkürzungen sind zwar gebräuchlich, aber nicht überall bekannt und werden deshalb von vielen Zuhörenden nicht verstanden; sie sollten nur dann gebraucht werden, wenn sie auf Anhieb verstanden werden.

«Heute ist der Bericht der PUK erschienen.»

- «Heute hat die parlamentarische Untersuchungskommission, die PUK, ihren Bericht vorgestellt.» («PUK» gebräuchlich, aber Bedeutung vielen nicht bekannt – Abkürzung erklären)

«Nach Angaben des Präsidenten der GPDel sind sämtliche Dossiers geprüft worden.»

- «Nach Angaben des Präsidenten der Geschäftsprüfungsdelegation sind sämtliche Dossiers geprüft worden.» («GPDel» nicht gebräuchlich bei einem breiteren Publikum – Abkürzung nicht einführen)

Wenn es darum geht, ob eine Abkürzung überhaupt verwendet werden soll, kann die Frage hilfreich sein: Ist damit zu rechnen, dass die Abkürzung von weiten Teilen des Publikums aufgegriffen wird? Beim Auftauchen von «AIDS» oder von «NEAT» konnte man damit rechnen, weil klar war, dass AIDS wie NEAT eine breite Öffentlichkeit auf Jahre hinaus beschäftigen würden. Es gehörte damit auch zu den Aufgaben der Medien, diese Abkürzungen einzuführen. Bei der erwähnten «GPDel», der «SLB» (Schweizerische Landesbibliothek) oder dem «METAS» (Bundesamt für Metrologie und Akkreditierung) dagegen ist nicht damit zu rechnen; eine Einführung dieser Abkürzungen trägt nicht zum besseren Verständnis bei.

Andererseits gibt es auch Abkürzungen, die gebräuchlicher sind als die Begriffsgruppen, für die sie stehen: USA, NATO, UNO, SBB, FDP, GC, DRS. Diese Abkürzungen nicht zu verwenden wäre wenig sinnvoll.

Achtung bei Fremdwörtern

Wie bei den Abkürzungen gilt: Fremdwörter nur dann verwenden, wenn sie von einer grossen Mehrheit der Zuhörenden verstanden werden; viele Fremdwörter lassen sich durch deutsche Ausdrücke ersetzen.

«Regression der ausländischen Bevölkerung»

- «Rückgang der ausländischen Bevölkerung»

«exorbitanti Choschte/Chöschte»

- «sehr höchi Choschte/Chöschte»

«Bei erfolgreichen Lehrabschlussprüfungen werden im Allgemeinen entweder monetäre oder nicht monetäre Leistungen ausgerichtet.»

- «Wer die Lehrabschlussprüfung besteht, bekommt entweder einen Geld-Gutschein oder eine Belohnung in einer anderen Form.»

«De Regierigsrot hät hüt sini Haltig zum Finanzloch kommuniziert.»

- «De Regierigsrot hät hüt gsait, was är vom Finanzloch haltet.»

Achtung bei Fachwörtern/Gruppensprache

Häufig noch heikler als Fremdwörter sind Fachwörter: sie gehören einer Fachsprache an, der sich einzelne Gruppen der Gesellschaft bedienen (Informatiker, Politikerinnen, Management, Medizin, Sport etc.); Fachwörter und Gruppensprache werden oft nicht von allen verstanden. Da Fachwörter in vielen Fällen nicht Fremdwörter sind, sehen sie verständlicher aus, als sie sind. Das Problem dann: Man versteht zwar etwas, versteht aber das Falsche!

«der amerikanische Staatssekretär»

- «der Aussenminister der USA» (Staatssekretäre sind nicht überall Staatssekretäre! In der Schweiz ist die Bedeutung des Wortes eine andere als in den USA.)

«Eigenmietwert»

- Bedeutung des Begriffs erklären, weil man sich sehr viel darunter vorstellen kann, aber möglicherweise nicht das Richtige.

Achtung bei Zahlen

- Nicht zu viele Zahlen anhäufen! Auf Zahlen, die nicht zwingend nötig sind, verzichten!
- Lieber gut runden als allzu exakt (wenn es vertretbar ist)!

«T Zahl vo de Arbetslose isch au dä Monet wider gschtige, uf den Arbetsämter sind 152'873 Persone als arbetslos ggmäldet gsi.»

- «...uf den Arbetsämter sind über 150'000 Persone als arbetslos ggmäldet gsi.»

Es gibt aber auch Zahlenangaben, die sich nicht runden lassen: Der aktuelle Kurs von Euro und Dollar etwa, ein neuer Rekord über 100 Meter in der Leichtathletik, das Wachstum der Wirtschaft. Als Faustregel kann hier gelten: je kleiner die Schwankungen der Zahlen, desto weniger kann gerundet werden.

Prozent-Angaben oder Bruchteile? Möglichst die gleiche Kategorie verwenden!

«Die Regierung senkte die Preise um 15 Prozent, nachdem sie sie letzte Woche um einen Fünftel erhöht hatte.»

■ *«Die Regierung senkte die Preise um 15 Prozent; letzte Woche hatte sie sie noch erhöht, und zwar um 20 Prozent.»*

Keine begriffliche Abwechslung für die gleiche Sache

Viele haben im Deutschunterricht gelernt: sprachliche Varianz ist Ausdruck eines guten Stils! In den elektronischen Medien trägt eine solche Varianz eher zur Verwirrung bei.

«Der Stadtrat von Zürich schlägt vor, den Steuerfuss um 15 Prozent zu erhöhen. Neue Einnahmen seien nicht in Sicht, die Sparmöglichkeiten seien erschöpft. Die Regierung der Stadt Zürich hatte letztes Jahr eine Erhöhung um 9 Prozent vorgeschlagen.»

«Stadtrat» und «Regierung der Stadt Zürich» werden hier bedeutungsgleich verwendet. Für eine Zürcherin mag dies klar sein, für den Stadtberner hingegen nicht: für ihn ist der «Stadtrat» das Parlament. Er wird zwar die Meldung auch verstehen, aber mit Sicherheit falsch!

Kommunale und kantonale Behörden haben in der Schweiz eine Vielzahl von Namen. Um beim Beispiel der Städte Bern und Zürich zu bleiben: Beide haben einen «Stadtrat» und einen «Gemeinderat», aber die beiden Begriffe bezeichnen unterschiedliche Behörden. In Bern ist der «Stadtrat» das Stadt**parlament**, in Zürich die Stadt**regierung**; in Bern ist der «Gemeinderat» die Stadt**regierung**, in Zürich das Stadt**parlament**.

Sendungen mit einem überregionalen Publikum können oft auf die engen Begriffe verzichten und sich auf die allgemeineren beschränken: «das Stadt**parlament**» statt «der Gemeinderat» bzw. «die Stadt**regierung**» statt «der Stadtrat». Diese Begriffe haben den Vorteil, dass sie auch von jenen verstanden werden, die nicht mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut sind.

Wenn nicht auf die spezifischen Begriffe verzichtet werden soll, bietet sich folgende Möglichkeit an:

«Die Stadtregierung von Zürich, der Stadtrat, schlägt vor, den Steuerfuss um 15 Prozent zu erhöhen ...»

Achtung bei Begriffen, die ideologisch besetzt sind

Es gibt Begriffe, die neben ihrer «eigentlichen» Bedeutung ideologisch besetzt sind. Ein typisches Beispiel: Die Begriffe «Kernkraftwerk» und «Atomkraftwerk» bezeichnen eigentlich das Gleiche. Der eine Begriff wird aber nur von den Befürwortern dieser Energie-Art benutzt, der andere nur von den Gegnern. Der Begriff «smart bomb» versucht, den Schaden, den diese Waffen anrichten, auszublenden; «genmanipuliert» nutzt die negativen Assoziationen, die vom Verb «manipulieren» ausgehen.

Politische Gruppierungen haben für sich selbst oft Bezeichnungen, die positiv klingen, von Aussenstehenden aber oft nur schwer zu deuten sind. «Freiheitskämpfer» in einem stark autoritär geführten Land verstehen unter Umständen etwas ganz anderes unter «Freiheit» als die Hörerschaft in der Schweiz. Allein die Bezeichnung aber macht sie für uns bereits sympathisch, weil der Begriff «Freiheit» bei uns stark positiv gewertet wird.

Streckverben vermeiden

Verben, deren Bedeutung erst mit einem dazugehörigen Substantiv erfasst werden kann, wirken gestelzt und blähen den Text unnötig auf:

«zum Ausdruck bringen» (statt «ausdrücken» o.ä.)
«die Zustimmung geben» (statt «zustimmen» o.ä.)
«Weichestellige vornäh» (statt «t Weiche stelle» o.ä.)

Ebene Satz

Wichtig: keine komplizierten Satzgefüge und eher kurze Sätze

Komplexe Satzstrukturen wie Verschachtelungen, Einschübe oder Passivkonstruktionen verlangen hohe Aufmerksamkeit, sind beim Hören meist schwer verständlich. Das ist

nicht verwunderlich, sind sie doch typisch für schriftliche Texte, während mündliche Texte meist sehr einfach strukturiert sind.

Lange Sätze enthalten oft (zu) viel Information. Das Verstehen wird erleichtert, wenn die Informationsdichte nicht allzu hoch ist, wenn also die Informationen portioniert auf mehrere Sätze verteilt werden: **eine** wichtige Information pro Satz! Kürzere Sätze sind auch meist weniger kompliziert gebaut.

Aber nochmals: Auch längere Sätze sind meist kein Problem, solange sie einfach konstruiert sind.

Folgendes Beispiel ist für das Hörverstehen wohl zu komplex strukturiert:

«Nebst den hier bereits gewürdigten Hauptkonfliktthemen der am 16. Januar beginnenden Richtplandebatte des Kantonsrates – namentlich im Siedlungs- und Landschaftsplan sowie im Verkehrsplan – sind im Bereich Versorgung, Entsorgung, mit Schwergewicht bei den im Plan zu bezeichnenden Deponiestandorten, zum Teil harte Auseinandersetzungen zu erwarten.»

Hier zwei Möglichkeiten mit etwas einfacheren Sätzen:

- *«Wenn der Kantonsrat demnächst seine Debatte zum Richtplan führt, wird es zum Teil harte Auseinandersetzungen geben. Die Debatte beginnt am 16. Januar. Über die wichtigsten Konfliktthemen haben wir hier bereits berichtet. Umstritten sind vor allem der Siedlungsplan, der Landschaftsplan und der Verkehrsplan. Aber auch in den Bereichen Versorgung und Entsorgung gehen die Meinungen stark auseinander. Bei der Entsorgung ist vor allem umstritten, welche Ortschaften im Plan als Standorte von Deponien bezeichnet werden sollen.»*
- *«Wänn de Kantonsrat nächstens sini Debatte zum Richtplan füert, gits vermuetti heftigi Diskussione. T Debatte foht am 16. Januar aa. Über di wichtigschte Theme hämmir do scho früener prichtet. Umstritte sind vor alem de Sidlgsplan, de Landschaftsplan und de Verchehrsplan. Nöd glicher Meinig isch me aber au punkto Versorgig und Entsorgig. Bi der Entsorgig gits vor alem Striit drüber, weli Gmeinde me im Plan als Standört vo Deponie wott bezeichne.»*

Satzklammern frühzeitig schliessen

Die Möglichkeit, dass die Teile eines Verbs eine Klammer bilden können, in die einzelne Satzglieder eingeschlossen werden, wird vor allem in der geschriebenen Sprache genutzt. In der gesprochenen Sprache kann dies problematisch sein, weil der erste Teil der Klammer das Verstehen in eine ganz falsche Richtung leiten kann.

«*Er griff beim Treffen der Kantonsvertreter in seiner Rede den Bundesrat an.*»

- «*Er **griff** den Bundesrat **an**, als er beim Treffen der Kantonsvertreter sprach.*»

«*Er griff beim Treffen der Kantonsvertreter in seiner Rede den Vorschlag des Bundesrats auf.*»

- «*Er **griff** den Vorschlag des Bundesrats **auf**, als er beim Treffen der Kantonsvertreter sprach.*»

«*Er schlaht en Underbruch i de sich it Längi zähendä Verhandlige vor.*»

- «*Er **schlaht vor**, t Verhandlige, wo sich immer meh it Längi zähnd, z underbräche.*»

Das Verb möglichst weit vorn

Das Verb ist oft der zentrale Bestandteil eines Satzes; es bestimmt die Hauptbedeutung des ganzen Satzes und zeigt an, wohin ein Gedanke zielt. Je weiter hinten im Satz das Verb erscheint, desto länger bleibt die Bedeutung des Satzes im Dunkeln, desto länger muss der vordere Teil des Satzes im Gedächtnis gespeichert werden.

«*Nach dem ausserordentlich heftigen bewaffneten Angriff auf den Sitz der Hilfsorganisation Médecins sans frontières, MSF, in der früheren somalischen Hauptstadt Mogadischu, in dessen Rahmen am Dienstag neun ausländische Mitarbeiter von MSF und mehreren Uno-Organisationen entführt worden waren, **hat** in Mogadischu heute gespannte Ruhe **geherrscht.***»

- «*Nach dem Angriff auf den Sitz der Hilfsorganisation Médecins sans frontières in Mogadischu **herrschte** heute dort gespannte Ruhe. Beim Angriff waren neun Ausländer entführt worden. Es handelt sich dabei um Mitarbeiter von Médecins sans frontières und von mehreren UNO-Organisationen. Die bewaffneten Angriffe am Dienstag auf Mogadischu, die frühere Hauptstadt Somalias, waren ausserordentlich heftig gewesen.*»

«De vile Lüüt, wo geschter nach den Überschwämmige evakuiert worde sind und ales, aber au wüekli ales händ müese i irne Hüser zruggloh, hät t Polizei hüt mitteilt, das si no zwei Tag **warte müested** mit zrugggoh.»

- «Di vile Lüüt, wo geschter noch den Überschwämmige evakuiert worde sind, **müend** no zwei Tag **warte** mit zrugggoh. Das hät ihne hüt t Polizei mitteilt.»

Partizipialkonstruktionen vermeiden

Konstruktionen mit Partizip Präsens und Partizip Perfekt werden oft benützt, um auf engstem Raum noch eine zusätzliche Information im Satz unterzubringen. Ihr Gebrauch führt also zu einer Informationsverdichtung und sollte deshalb vermieden werden. Zudem sind sie ein Element der Schriftsprache; in der gesprochenen Standardsprache sind sie selten, in den Schweizer Dialekten kommen sie traditionell gar nicht vor und wirken deshalb beim Hören befremdlich.

Partizip Präsens

«Die Fluggesellschaft British Airways muss zu Sparmassnahmen greifen, um den seit den verheerenden Terroranschlägen der vergangenen Zeit **sich abzeichnenden** Passagerrückgang finanziell auffangen zu können.»

- «Die Fluggesellschaft British Airways muss zu Sparmassnahmen greifen. Sie will damit den Passagerrückgang finanziell auffangen, der sich seit den schweren Terroranschlägen der vergangenen Zeit abzeichnet.»

Partizip Perfekt

«Die Aufgabe der Friedensmission wird es sein, die vor zwei Wochen **ausgehandelte**, von den Konfliktparteien aber **nicht beachtete** Waffenruhe herzustellen.»

- «Die Aufgabe der Friedensmission wird es sein, die Waffenruhe herzustellen. Sie war vor zwei Wochen **ausgehandelt** worden, wird aber von den Konfliktparteien **nicht beachtet**.»

«Di über di ganzi Wescht-Schwiiz **verteilte** Wolche ziend wiiter gege Oschte, und die **sich abzeichnende** Summerggwitter wärded nöd lang uf sich warte loh.»

- «T Wolche, wo über der ganze Wescht-Schwiiz verteilt sind, ziend wiiter gege Oschte, und me cha demit rächnen, das es au bald es paar Summerggwitter git.»

Nicht zu viele präpositionale Fügungen

Auch sie tragen dazu bei, den Satz aufzublähen und die Informationsdichte zu steigern.

«**Laut** eigenen Aussagen ist der Kandidat **während** des Wahlkampfs in Miami über eine Affäre **aus** seiner Jugendzeit **mit** einer Tänzerin **von** besonderem Liebreiz gestolpert.»

- «Wie der Kandidat bestätigt, ist er im Wahlkampf in Miami über eine Affäre aus der Jugendzeit gestolpert. Er habe damals eine Beziehung mit einer Tänzerin gehabt, einer Tänzerin, die sich durch besonderen Liebreiz auszeichnet habe.»

Aktiv- statt Passivkonstruktionen

Zur Verständlichkeit gehört auch, dass möglichst wenige Fragen offen bleiben. Bei Passivkonstruktionen werden häufig die Akteure einer Handlung ausgeblendet: Wer handelt, bleibt unklar.

«T Teilnehmer a der Demonstration sind **usenandtribe worde**.»

- «T Polizei hät t Teilnehmer a der Demonstration usenandtribe.»

«Im Kanton Aargau ist ein Anschlag gegen eine Polizeistation **verübt worden**.»

- «Im Kanton Aargau haben Unbekannte einen Anschlag gegen eine Polizeistation verübt.»

Alternative für das zweite Beispiel: Passiv belassen, da in diesem Fall die handelnden Personen nicht bekannt sind.

Passivsätze sind jedoch nicht ausschliesslich ein Element der geschriebenen Sprache, sie tauchen auch im mündlichen Gebrauch auf. Passivkonstruktionen sollen deshalb keinesfalls völlig verbannt werden; sie sollen aber vermieden werden, wenn der Text dadurch verständlicher wird.

Ebene Text

Linearität im Aufbau

Die einzelnen Text-Elemente (Sätze, Sinnschritte) sollten möglichst sinnvoll angeordnet werden – kein zusammenhangsloses Hin-und-her-Hüpfen von einem Gedanken zum andern.

«Das Wetter entwickelt sich stürmisch: Die Temperaturen fallen, es schneit bis in tiefe Lagen, mit starken Winden. Das jedenfalls am Wochenende. Vorher aber gibt es nochmals zwei sehr milde und sonnige Tage.»

- «Morgen und übermorgen wird es noch einmal sehr mild und sonnig. Am Wochenende dann aber wird es zunehmend stürmisch, die Temperaturen fallen, es schneit bis in tiefe Lagen, mit starken Winden.»

Verbindung zwischen den einzelnen Text-Elementen

Dadurch, dass verwendete Begriffe wieder aufgenommen werden – sei es direkt oder durch Pronomen oder Partikel –, entsteht ein innerer Zusammenhang zwischen den einzelnen Sätzen, der Text erhält einen roten Faden. Hilfreich ist auch, wenn Zusammenhänge deutlich herausgestrichen werden (*dagegen, seinerseits, einerseits – andererseits* etc.)

- «US-Aussenministerin Rice ist in Israel eingetroffen. **Dort** hat **sie** der israelischen Regierung **zwei Vorschläge** unterbreitet. **Der eine** betrifft die israelische Siedlungspolitik in den besetzten Gebieten und sieht (...) vor; **der andere Vorschlag von Rice** betrifft die geplante Nahost-Friedenskonferenz ...»

Gerade bei längeren Texten sollte Wichtiges wiederholt werden, sollte immer wieder gesagt werden, um wen und um was es geht – statt immer nur die Pronomen (*er, sie* etc.) zu brauchen.

Gliederung durch Verbalisierungen und Pausen

Die Struktur eines Textes kann verdeutlicht werden, indem beispielsweise neue Abschnitte ausdrücklich thematisiert werden («*In ein ganz anderes Kapitel gehört die Frage ...*»). Auch unterschiedlich lange Pausen tragen dazu bei, die Textstruktur richtig zu deuten.

Möglichst konkret sein

Insbesondere Behörden und Politiker neigen dazu, sich formel- und schleierhaft auszudrücken, wenn etwas nicht klar gesagt werden kann oder nicht klar gesagt werden soll. Journalistinnen und Journalisten neigen dazu, diese Wendungen zu übernehmen oder selbst Formel- und Schleierhaftes zu sagen, wenn sie selbst Informationsdefizite haben.

«Die angemessene Grundversorgung aller Einwohner mit öffentlichen Dienstleistungen soll in der Bundesverfassung festgeschrieben werden. Dieser Meinung ist auch die zuständige Kommission des Nationalrates, nachdem der Ständerat im Juni eine Motion dazu angenommen hatte. Die Nationalratskommission erhofft sich von einem Verfassungsartikel einen verstärkten Zusammenhalt des Landes, vor allem soll das Gefälle zwischen Stadt und Land nicht grösser werden.»

- *«Alle, die in der Schweiz wohnen, sollen mit öffentlichen Verkehrsmitteln reisen können und Zugang zu Wasser, Strom und andern öffentlichen Dienstleistungen haben. Dieser Meinung ist die zuständige Kommission des Nationalrats. Sie will deshalb eine solche Grundversorgung mit öffentlichen Dienstleistungen in der Verfassung verankern. Damit soll verhindert werden, dass die Versorgung auf dem Land immer schlechter wird.»*

Abwechslungsreich, nicht eintönig schreiben!

Immer gleiche Satzanfänge, Wendungen, Satzkonstruktionen etc. wirken schnell langweilig und ermüdend. Hier muss aber klar zwischen der Ebene Wort und der Ebene Text unterschieden werden: Auf Seite 68 haben wir darauf hingewiesen, dass bei einer rein begrifflichen Abwechslung das Verstehen erschwert wird. In der Konstruktion der Sätze und Satzverbindungen sollte aber variiert werden – das verhilft auch zu einem Sprechstil mit rhythmischen und melodischen Wechsell. Aufgepasst allerdings bei Umstellungen von Subjekt und Objekt: sie widersprechen unserer Hör-Erwartung, die auf die Abfolge Subjekt – Objekt programmiert ist.

«Das vorwiegend ältere Publikum forderte die Rednerin auf, sich dafür einzusetzen, dass am Radio mehr deutschsprachige Musik gesendet wird.»

Hat hier das Publikum die Rednerin aufgefordert oder umgekehrt?



Zwei unterschiedliche Haltungen: «konservativ» und «pragmatisch»

Zum Gebrauch der Deutschschweizer Dialekte kann man sehr unterschiedliche Haltungen einnehmen. Wir möchten hier zwei davon herausgreifen, die in Diskussionen häufig vertreten werden: eine, die wir «konservativ» nennen wollen, und eine, die sich als «pragmatisch» etikettieren liesse.

Konservative Haltung

- Unsere Deutschschweizer Dialekte sind ein wichtiger Teil unserer Kultur.
- Wir wollen die Dialekte in ihrer Eigenart pflegen und vor fremden Einflüssen schützen. Dazu gehören Einflüsse aus der Standardsprache, aus Fremdsprachen, aber auch Einflüsse aus andern Dialekten. Die Dialekte sollen sich möglichst wenig untereinander vermischen.
- Ziel des Dialektgebrauchs ist der Erhalt der Dialekte in einer möglichst ursprünglichen Form.
- Richtig ist ein Sprachgebrauch dann, wenn er mit den massgebenden Regeln übereinstimmt.
- Wegweisend sind dabei Dialekt-Grammatiken und Dialekt-Wörterbücher. Sie legen fest, was als richtig und was als falsch gilt.
- Schweizer Radio DRS hat unter anderem auch den kulturellen Auftrag, Schweizer Eigenarten zum Ausdruck zu bringen. Dazu gehören auch die Verwendung und die Erhaltung der verschiedenen Dialekte.

Die Frage, die den Dialektgebrauch hier leitet, lautet: Wie ist es richtig? Die Antwort darauf liefern Grammatiken und Wörterbücher.

Pragmatische Haltung

- Sprache ist primär ein Instrument, das die kommunikativen Bedürfnisse einer Sprachgemeinschaft abdecken soll.
- Wie sich die Gesellschaft und ihre kommunikativen Bedürfnisse ständig ändern, ändert sich auch die Sprache: sie passt sich den veränderten Gegebenheiten an, ja, sie muss das tun, um ihren Zweck überhaupt erfüllen zu können.
- Ziel des Sprachgebrauchs ist ein möglichst authentisches Sprechen.
- Richtig ist ein Sprachgebrauch dann, wenn er von einer Gruppe von Leuten geteilt wird.

- Dialekt-Grammatiken und Dialekt-Wörterbücher können höchstens als Orientierungshilfen dienen, weil sie nie die ganze Breite des aktuellen Sprachgebrauchs abbilden (können) und zudem immer nur eine Momentaufnahme sind.
- Schweizer Radio DRS soll die Sprache sprechen, die sein Publikum spricht. Orientierungspunkte sind jene Bevölkerungsgruppen, die von einem Sender angesprochen werden sollen: Die «Sprachen» eines DRS 1-Hörers und einer Virus-Hörerin sind nicht die gleichen.

Die Frage, die den Dialektgebrauch hier leitet: Was sage ich selbst, wenn ich spontan spreche? Zur Überprüfung des Ergebnisses können Diskussionen mit andern dienen.

Was richtig ist, und was falsch ist

Wer am Radio spricht, setzt sich der Öffentlichkeit aus, wird beurteilt. Dabei ist nicht nur der Inhalt – das, was man sagt – Ziel von Lob und Kritik, sondern es sind auch sprachliche und sprecherische Aspekte: die Art und Weise, **wie** man etwas sagt. Die Frage «Welche Sprache und welches Sprechen verwende ich?» ist also eine Frage, die uns ständig begleiten muss. Sie ist nicht leicht zu beantworten:

- Nicht alle Regeln, die wir brauchen, um uns sprachlich mitzuteilen, sind uns bewusst, und Gleiches gilt auch für unseren Wortschatz, für die Aussprache und unsere (innere und äussere) Sprechhaltung.
- Unsere Sprache verändert sich: nicht nur jene der Sprachgemeinschaft, in der wir leben, sondern auch unsere eigene. Und auch dieser Prozess des Wandels verläuft sehr viel stärker auf der unbewussten als auf der bewussten Ebene.

Es gibt kein Buch, in dem wir nachschauen könnten, wie wir sprechen, und es gibt auch kein Buch, in dem wir nachschlagen könnten, welche Sprache jetzt die richtige ist. Wörterbücher und Grammatiken können uns zwar helfen, aber auch sie sind nicht der Weisheit letzter Schluss: Sie sind nie auf dem letzten Stand des sprachlichen Wandels, und sie tendieren häufig dazu, nur eine Form gelten zu lassen, auch dort, wo mehrere Varianten möglich und richtig sind.

Ich kann mich bezüglich Sprachverwendung also nicht nur auf die Bücher verlassen. Wichtig scheint uns vielmehr, dass wir uns Klarheit verschaffen in folgenden Fragen:

- **Wie spreche ich selbst?** Welche grammatischen Strukturen, welche Wörter und Redewendungen brauche ich? Brauchen die andern – mein berufliches, aber auch mein privates Umfeld, das Publikum, soweit ich das abschätzen kann – die gleichen Wörter, die gleichen Strukturen, oder brauchen sie andere? Woher kommt das? Rühren Unterschiede daher, dass andere aus einer andern Region kommen als ich? Dass sie in ihrem Leben seltener oder häufiger von einer Sprachregion in die andere gezogen sind? Dass sie in einem andern Milieu aufgewachsen sind? Dass sie heute in andern Kreisen verkehren als ich? Dass sie jünger oder älter sind als ich? Dass sie stärker oder schwächer auf den sprachlichen Wandel ansprechen als ich?

Das bewusste Wissen, wie ich spreche, ist Voraussetzung, um die zweite Frage zu beantworten:

- **Wie will ich sprechen?** Ich kann meinen Sprachgebrauch, wenn er mir bewusst ist, so akzeptieren, wie er ist. Ich kann mir aber auch vornehmen, ihn zu ändern: vermehrt traditionelle Dialektwörter aus der Region, in der ich lebe, zu gebrauchen etwa; stärker auf sprachliche Trends zu achten und diese aufzunehmen – oder gar Trends zu setzen; mir gewisse Redewendungen abzugewöhnen, die ich übernommen habe, ohne dass ich es gemerkt habe usw.
- **Wie soll ich sprechen?** Menschen haben immer auch Erwartungen sprachlicher Natur an die andern: Sie leben in ihren eigenen sprachlichen Welten, mit ihren je eigenen sprachlichen Regeln, und sie neigen dazu, von den andern zu erwarten, dass sie ebenfalls nach diesen Regeln funktionieren. Das schlägt sich nieder in Anrufen oder Briefen und Mails von Hörerinnen und Hörern, die auf ihre Sicht der Sprache hinweisen; es äussert sich in Regeln, die sich einzelne Redaktionen selbst geben, um mit den Zweifelsfällen, die sich im Alltag ergeben, leichter umgehen zu können; und es äussert sich selbstverständlich – und damit wären wir wieder bei den Büchern angelangt – in Regelwerken wie dem Duden oder dem vorliegenden Buch, die Hilfe und Orientierung sein können: nicht mehr und nicht weniger.

Was beim 23-jährigen Versicherungsangestellten aus der Agglomeration der Grossstadt sprachlich richtig ist, ist für die 61-jährige Hebamme in ländlicher Umgebung nicht zwingend ebenfalls richtig. Dass der Massstab «richtig/falsch» uns sprachlich nur beschränkt weiterhilft, ist ein Umstand, mit dem wir leben müssen. Er bedeutet auch, dass wir uns nicht immer – möglicherweise sogar eher selten – auf diesen Massstab berufen

können, wenn wir uns in unseren Redaktionen oder mit dem Publikum über sprachliche Angelegenheiten unterhalten. Viel wichtiger scheint uns, in solchen Unterhaltungen darzulegen, aus welchen Gründen so gesprochen wurde, wie eben gesprochen wurde. Ziel ist also nicht eine wie auch immer geartete «Richtigkeit», sondern die Nachvollziehbarkeit eines bestimmten sprachlichen oder sprecherischen Ausdrucks.

Das gilt für die Standardsprache, und es gilt auch für die Dialekte. Wir halten dafür, neue «Richtigkeiten» im Dialekt nicht als falsch zu verwerfen, aber doch tendenziell bei der «traditionellen» Mundart zu bleiben. Dies nicht zuletzt deshalb, weil das «Neu-Richtige» oft nur eine Variante der Standardsprache in dialektaler Lautung ist und manches an «echtem» Dialekt verloren geht, wenn man nicht Sorge dazu trägt. Schweizer Radio DRS kann den Sprachwandel nicht aufhalten, aber es sollte ihn auch nicht beschleunigen, solange die Richtung des Wandels nicht dialektale Vielfalt ist, sondern standard-sprachnahe Einheitlichkeit.

Regionale Dialektgrenzen

Als eine der Auswirkungen der Mobilität unserer Gesellschaft verschwimmen Dialekt-Grenzen immer mehr. Die meisten sprechen keine reinen Dialekte mehr, sondern eine Mischung aus mehreren. Trotzdem lässt sich auch heute noch grob sagen, wo jemand seine sprachlichen Wurzeln hat. Der «Sprachatlas der Deutschen Schweiz» hat viele Dialekt-Grenzen aufgezeichnet. Die auf Seite 81 abgebildeten Beispiele illustrieren dies.

Sprachgrenzen im Kanton Zürich



Quelle: Viktor Schobinger, «Züritütsch», Sprachatlas der deutschen Schweiz.

NZZ

Wer nicht genau weiss, wo die eigenen dialektalen Wurzeln liegen, kann diese Zweifel auf nette Art vom Chochichästli-Orakel beseitigen lassen: <http://dialects.from.ch>. Anhand weniger Wörter, die regional leicht unterschiedlich sind, ermittelt das Orakel ein Dialekt-Profil für die Person, die es befragt.

In der Regel verstehen Dialekt-Sprecherinnen und -Sprecher auch die andern Dialekte. In einzelnen Fällen kann es aber Schwierigkeiten geben:

«I bi nach em Zmittag ga löie.»

Nicht alle werden den Ausdruck *löie* verstehen (berndeutsch für «ausruhen»). Wenn er am Radio gebraucht wird, gilt es, Vor- und Nachteile abzuwägen: Es tönt urchig und ist Beispiel für die lebendigen Dialekte in der Schweiz; die Bedeutung kann aber von manchen gar nicht oder nur aus dem Kontext erschlossen werden. Im Zweifelsfall soll zu Gunsten der Verständlichkeit entschieden werden.

«Es isch gschtuelet gsi und äs het gheisse mir söue doch aui abhocke.»

Das Verb *hocke* ist in einigen Dialekten die normale Bezeichnung für «sitzen»; in andern Regionen dagegen hat der Ausdruck einen deftigen bis vulgären Beigeschmack; die normale Übersetzung für «sitzen» ist dort *sitze*.

*«he! heit dr ghört dir Goofe
müesst nid seckle chöit o loufe
süs ch nimen ech de bi de Ohre
u när git's Haber win e Moore!»* (aus: Stop the Shoppers, Album «Java»)

Goofe ist in vielen Gebieten ein Ausdruck für einigermassen ungezogene Kinder; in andern ist er Synonym für «Kinder», ist also in keiner Art negativ besetzt. Ähnlich verhält es sich auch mit dem Verb *seckle*: Während es für die einen schlicht «rennen» bedeutet, ist es für andere ein ordinärer Ausdruck für «rennen».

«Heit-er na öppis wöuue bschteuue?»

Diese Frage aus dem Service im Restaurant wird für Berner Ohren völlig unauffällig und normal sein; für Zürcher Ohren dagegen kann sie aufdringlich und allzu jovial klin-

gen, weil dort die Anrede-Form nicht *Ihr* ist, sondern *Sie*: «*Händ Sie nö öppis wele pschtele?*»

Die Gefahr, die sich bei solchen Ausdrücken und Wendungen ergeben kann, ist nicht die, dass man sie nicht verstehen würde; sie liegt vielmehr darin, dass für die eine Seite keinerlei Nebenbedeutungen mitschwingen, während die andere Seite sich fragen mag, in welcher kumpanenhaften Umgebung sie geraten ist. Dass sich daraus, wenn die unterschiedlichen Wirkungen nicht bekannt sind, die schönsten Missverständnisse und Fehleinschätzungen ergeben können, liegt auf der Hand.

Wer beim Radio arbeitet, sollte sich der Wirkungen bewusst sein, die vom eigenen Sprachgebrauch ausgehen.

Die Sprache der Alten, die Sprache der Jungen

Im Gebrauch des Dialekts spiegelt sich nicht nur die Region, in der man aufgewachsen ist, sondern auch das eigene Alter.

«T Jumpfer Bodmer hät goppelau en Cheib gha, wo si us em grosse Kanton zrugg cho isch: z erscht hät si mit somene dehärggloffne Schangli afaa karisiere und s Chalb mache, und wo dä ire hinderhär gghöselet isch, hät si en grüüsli abekapitlet.»

«T Vanessa häts geschter nüme ggraftt, Mann, isch nach em foode no go shake, huere fett, Mann.»

Jede und jeder hat einen individuellen Sprachgebrauch, ist aber auch Teil meist mehrerer Gruppen, die ihre je eigenen sprachlichen Eigenheiten pflegen. Man spricht dabei auch von sprachlichen «Registern» oder «Soziolekten». Diese haben nicht zuletzt die Funktion, Zugehörigkeit zu einer Gruppe und gleichzeitig Abgrenzung gegenüber andern Gruppen zu markieren.

Wir haben es als Radio-Macherinnen und -Macher manchmal mit einem Zielpublikum zu tun, das nicht der selben Alterskategorie angehört wie wir selbst. Dabei kann der Gebrauch des eigenen Registers zum Problem werden, wenn bestimmte Redeweisen

von einem Teil des Publikums nicht verstanden oder negativ gedeutet werden. Heikel ist aber auch der Gebrauch fremder Register: Wörter und Redewendungen, die nicht Teil des eigenen Sprachgebrauchs sind, wirken schnell unecht, aufgesetzt und anbiedernd. Ein Moderator wird nicht jünger, wenn er eine «junge» Sprache spricht, die nicht die seine ist.

Wahl der Stil-Ebene: Sprechen am Radio als «öffentliches» Sprechen

Radio-Sprache muss eine gesprochene Sprache sein, keine geschriebene. Das ist zwar einfacher gesagt als getan, aber im Grundsatz unbestritten. Schwieriger wird es, wenn es um die Stil-Ebene geht, die am Radio gesprochen werden soll. Sprechen wir so, wie wir unter Freunden sprechen? So, wie am sprichwörtlichen Stammtisch gesprochen wird? So, wie wir sprechen, wenn wir mit Unbekannten zusammen sind?

Viele Leute unterscheiden – meist sehr spontan und unbewusst – zwischen einem privaten Sprachgebrauch und einem öffentlichen Sprachgebrauch. Das scheint uns auch beim Radio eine sinnvolle Unterscheidung.

Die Grenze zwischen dem einen und dem andern kann zwar kaum scharf gezogen werden. Das liegt nicht zuletzt in den verschiedenen Sprechsituationen begründet, die wir beim Radio antreffen. Ein Beispiel: In einer Sendung über Trendgetränke reden der Moderator und die DRS-Trendfrau miteinander. Sie sagt zu ihm:

«Ich chönt literwiis suufe vo däm Getränk.»

Ist das nun privates Sprechen, weil die beiden einander kennen und miteinander sprechen, oder ist es öffentliches Sprechen, weil sie sich ja nur im Hinblick auf das Publikum miteinander unterhalten? Wir meinen: Letzteres ist der Fall. Sässen sie unbelauscht vom Mikrofon beieinander, der Satz würde nicht auffallen. So aber hören Zehntausende von Unbekannten zu, und für manche mag da der Ausdruck *suufe* doch allzu sehr nach Stammtisch tönen.

Ein Spezialfall: Sie oder du, Sie oder ihr/Ihr

Die Formen der Anrede, das Siezen, Duzen und Ihrzen, werden immer wieder diskutiert. Die Umgangsformen haben sich in den letzten Jahrzehnten gewandelt, und das spiegelt sich auch in den Programmen von Schweizer Radio DRS. Die Abteilung Information hat

festgelegt: «In Informationssendungen wird nicht geduzt. Das gilt gegenüber externen wie internen Gesprächspartnerinnen und -partnern» (Färber/Selg, Punkt 4.5.). Die Autoren der Broschüre «Informationsjournalismus bei Schweizer Radio DRS» argumentieren, dass das Duzen die Zuhörenden ausschliesse, und dass es einer Grundhaltung der skeptischen Distanz widerspreche, wenn Aussenstehende geduzt würden. Diese Haltung gilt allgemein für DRS 1, DRS 2 und die DRS Musigwälle. Auf DRS 3 und Virus dagegen wird grundsätzlich geduzt.

Ausnahmen von diesen Regeln werden am Sender meist bewusst thematisiert, etwa wenn zwei Gesprächspartner einander sehr gut kennen, dieser Umstand auch allgemein bekannt ist und ein Siezen deshalb nicht nur den Gesprächspartnern, sondern auch einem guten Teil des Publikums unecht und künstlich vorkommen müsste. Das Ziel: Das Publikum soll nachvollziehen können, weshalb etwas so ist und nicht anders. Gerade in Zeiten verstärkter Vernetzung der verschiedenen Programme von SR DRS sollte darauf geachtet werden, dass Regeln, die sich ein Programm gegeben hat, einigermassen konsequent eingehalten werden. Es ist irritierend, wenn es in einem Programm, in dem sich alle duzen, plötzlich heisst: «Weitere Informationen zum Thema erhalten **Sie** in einer Viertelstunde.»

Eine Form, die zwischen dem **Du** und dem **Sie** angesiedelt ist, ist das «Ihr» (Einzahl) bzw. «ihr» (Mehrzahl). Es wird sehr unterschiedlich gebraucht und gibt deshalb auch besonders leicht zu Missverständnissen Anlass. Während das **Du** sich stets an vertraute Personen wendet, das **Sie** stets an nicht vertraute, richtet sich das **Ihr** je nach Region, aber auch nach Alter einmal an vertraute, einmal an nicht vertraute Personen. Jemand, der sich gewöhnt ist, das **Ihr** nur gegenüber vertrauten Personen zu gebrauchen, wird wohl ein unangenehmes Gefühl von aufdringlicher Nähe empfinden, wenn er von jemand Unbekanntem mit **Ihr** angesprochen wird. Umgekehrt mag jemand, der das **Ihr** auch im Umgang mit unvertrauten Personen braucht, ein Gefühl von Fremdheit und Distanz spüren, wenn er mit **Sie** angesprochen wird.

Standardsprachliches in den Dialekten

Ist das, was ich nun spreche, Dialekt oder Standardsprache? Die Frage klingt banaler als sie in der Praxis ist! Nicht immer ist – auch Radioprofis – in der nötigen Klarheit bewusst, aus welchem «Sprachtopf» sie sich bedienen!

Wenn Elemente der Standardsprache in den Dialekt gemischt werden, spricht man meist

von «Germanismen». Solche Germanismen trifft man gehäuft in der Sprache von Politikern, und Journalistinnen, aber auch im Alltag hört man sie heute recht oft: in Städten und unter jüngeren Leuten häufiger als bei Älteren auf dem Land.

Journalisten sind dabei besonders «gefährdet»: Sie arbeiten häufig mit schriftlichen Unterlagen, und daraus werden dann, wenn es gerade passt oder bequem ist oder die Zeit drängt, ganze Passagen in den eigenen Dialekt-Text übernommen. Standardsprachliche Wörter werden in den Dialekt «umgelautet» – aus den *Niederungen* des Wetterberichts werden *t'Nidrige* – und die Satzkonstruktionen bleiben bestehen, obwohl es die entsprechende Konstruktion im Dialekt gar nicht gibt.

«S Höch, wo i de letschte Täg s Wätter i der ganze Schwiiz bestimmt hät, schwächt sich wiiter ab. Störigsrescht verlagered sich vo der Biskaya gege t Alpe und beiflussed s Wätter vo der Weschtschwiiz. Glichzeitig stosst füechti Chaltluft vo Pole knapp öschtlich vo der Schwiiz gege de Balkan vor. Üsi öschtliche und südliche Landesteil ggrated eher in liflussberiih vo däre Luftmasse.»

Auch hier gilt: Zuerst sollte man sich Klarheit darüber verschaffen, wie man selbst «spontan» spricht. Das ist oft nicht ganz einfach, denn Alltagssprache und unsere journalistische Handwerkssprache überlagern sich teilweise: Auch falscher Sprachgebrauch kann selbstverständlich werden, wenn er lang genug eingeübt wird.

Es ist aber durchaus auch möglich, dass Ausdrucksweisen, die ursprünglich klar als Germanismen erkannt wurden, im Dialekt so heimisch werden, dass sie gar nicht mehr als solche erkannt werden. Beispiele hier sind etwa die Präpositionen vor Ortschaften:

alt:	neu:
Er gaat uf Italie	Er gaat nach Italie
Si wohnt z Zug	Si wohnt in Zug

Es gibt heute vermutlich mehr Leute, die *in* und *nach* sagen als solche, die noch die älteren Formen verwenden.

Immer wieder werden auch dialektale Wörter durch standardsprachliche verdrängt, wie etwa *de Butter*, der bei vielen an die Stelle des *Anke* getreten ist. Schulkinder in Zürich

sagen heute oft ganz selbstverständlich «*ich mues no go lärne*» statt wie früher «*ich mues no go leere*». Oder jemand sagt im Tram (die Tram hat sich noch nicht eingebürgert!) ohne zu zögern: «*Häsch dis Päckli scho ggöffnet?*», wo «echte» Dialekt-Sprecherinnen und -Sprecher sagen würden: «*Häsch dis Päckli scho ufggmacht?*»

In all diesen Fällen wird ohne Zweifel Dialekt gesprochen, die Sprechenden sind sich nicht bewusst, dass sie Wörter oder auch Satzkonstruktionen brauchen, die von einem traditionellen Blickwinkel aus als falsch zu beurteilen sind, weil sie nicht dem Dialekt, sondern der Standardsprache angehören. Solange eine grosse Mehrheit diese Standardelemente als solche erkennt und sie als dialektfremd beurteilt, kann man von einem Konsens dieser Sprachgemeinschaft sprechen, und der fragliche Sprachgebrauch gilt dann allgemein als falsch. Was aber, wenn eine Mehrheit, vielleicht sogar eine grosse Mehrheit, das «Falsche» braucht, ohne sich dessen bewusst zu sein? Dann wandelt sich die Norm, und etwas ehemals Falsches wird «richtig».

Germanismen gibt es in den verschiedensten Bereichen der Dialekte:

Wortschatz, «fremde» Wörter

Dich **rüücht** (statt: schmöckt) me scho vo Wiitem.

Häsch s Päckli scho **ggöffnet** (ufggmacht)?

De Bueb hät die Suppe nöd **aaggrüert** (aagglanget).

Am **Beginn** (Aafang) vom Erfolg isch de Trainer gstande.

Ziemlich allergisch **hingäge** (degege) reagiert en potenzielle Chund: ...

T Ziitschrift isch am Kiosk **erhältlich** (chunt me am Kiosk über).

T **Männer** (Mane) vom Schwiizer Team sind hüt nöd in Form gsi.

D'Last liegt auso uf em Michel Kratochvil, **denn** (wel) dr Roger Federer het vor ihm e gueti Leistig zeigt.

Itze hei mer vor allem vo de schwache Schüeler, **insbesondere** (vor alem) vo de Usländerinne und Usländer gredt.

Nicht alle Standardausdrücke eignen sich allerdings zum Übersetzen! Die Grenze war wohl überschritten, als einmal aus einem *Flüsterbelag* auf der Autobahn ein *Chüschelibelag* wurde...

VII Mundart texten

Viele Wörter haben im Alltag unterschiedliche Formen, meist eine, die dem Dialekt näher ist, und eine, die der Standardsprache näher ist:

Herausforderung:	Herausforderig	Useforderig
gescheitert:	gscheiteret	gschiiteret

Auch hier: Wir sollten uns klar werden darüber, wie wir selbst «spontan» sprechen. Und dann überlegen, ob wir dabei bleiben wollen.

Grammatik

Teilweise werden heute im Dialekt Konstruktionen gebraucht, die den gängigen Dialekt-Grammatiken widersprechen. Beispiele hierfür sind etwa der Gebrauch von Präpositionen (*in Luzärn* statt *z Luzärn*), das Vordringen von Partizipialkonstruktionen (*en glüende Bot für t Chile*), des Futurs (*er wird morn singe*) oder des Genitivs (*Homosexualität hegi i Gottes Plan kai Platz*).

Viele Redewendungen, die in der Standardsprache üblich sind, wirken im Dialekt seltsam. Oft sind es auch Muster, die mehr dem schriftlichen als dem mündlichen Ausdruck zuzurechnen sind:

Redewendungen und andere Standardkonstruktionen

D Druck-Firma, wo Katalög macht, **stoht vor em Aus**.

Isch am Solothurner Finanz-Horizont jetze **es Duur-Hoch a-gseit?**

Es si voralem Exil-Organisatione, wo chräftig **absahne**.»

Mit sine knapp 17 Jährli isch dä Tim Ramholt s **Kücken** i dä Mannschaft.

Do zwiflet me **denn au** nit am Slogan vo dr Mäss.

I de Schwiiz chan mer die nächtliche Erschienig **nur grad emol** eis bis zweimol im Jahr beschtone.

Au z Züri **hend** Politikerinne und Politiker hüt **de Opfer** vom Amoklauf im Zuger Parlament **gedänkt**.

Zu den schriftlichen Mustern, die in den Dialekt übernommen werden, gehört auch das Weglassen von Artikeln:

- «T Brigitt Meier, Diräktorin vo der Firma, isch änttüscht.»

Im mündlichen Alltag dagegen:

- «T Brigitt Meier, t Diräktorin vo der Firma, isch änttüscht.»

Zitatformen

Die Übernahme der Standardsprache in den Dialekt bei Titeln, Zitaten o.Ä. kann diese bewusst hervorheben. Die Aussprache darf dabei mundartlich bleiben, muss nicht den Regeln der Standardaussprache gehorchen:

- «E Schauspieltruppe fühert d'Zauberflöte vom Mozart uf. Die Gschicht vo de **Königin der Nacht** ond em Sarastro, em Sonnekönig, wo sich en Machtkampf bietit.»
- «Uf DRS 1 gghöred Si s **Echo der Zeit**.» (Alternative: «s Echo»)

Helvetismen

Als Helvetismen gelten sprachliche Erscheinungsformen, die nur in schweizerischen standardsprachlichen Texten erscheinen, nicht aber in Texten aus Deutschland oder Österreich. Gewisse Helvetismen werden vom Radiopublikum geradezu erwartet, der Gebrauch der Varianten, wie sie in Deutschland gebräuchlich sind, würde da und dort zu Protesten führen.

Schweiz (Helvetismen)	Deutschland
Trottoir	Bürgersteig
Spital	Krankenhaus
Helikopter	Hubschrauber
Billett	Fahrkarte
grillieren	grillen
parkieren	parken
das Mail	die Mail

Während etwa das *grillieren* auffällt, weil es von der deutschländischen Standardvariante abweicht (die Bedeutungen aber identisch sind), sind in andern Fällen solche äusserlichen Auffälligkeiten nicht gegeben. Beim Miteinandersprechen wird dann aber

deutlich, dass manche Wörter oder Redewendungen in der Schweiz und Deutschland unterschiedliche Bedeutungen haben.

Begriff	Bedeutung in der Schweiz	Bedeutung in Deutschland
Gipfel	oberster Teil eines Berges oder Gebäck (= croissant)	oberster Teil eines Berges
laufen	sich langsam zu Fuss bewegen	sich schnell zu Fuss bewegen
zügeln	umziehen	zurückhalten
ich gebe dir ein Telefon	ich rufe dich an	ich schenke dir ein Telefon

Während gewisse Helvetismen in der Schweiz ganz selbstverständlich als Bestandteile der schweizerischen Standardsprache wahrgenommen werden, gelten andere als zu stark mundartlich. Hier haben wir es mit Wörtern und Wendungen zu tun, die zwar in den einschlägigen Wörterbüchern klar als der Deutschschweizer Standardsprache zugehörig bezeichnet werden, die aber trotzdem oft nicht verwendet werden, weil die Sprechenden den Eindruck haben, sie gehörten dem Dialekt an.

Schweiz	Deutschland
Gülle	Jauche
Nastuch	Taschentuch
Bünzli	Spiesser
jemandem anläuten	jemanden anrufen
zwängeln	quengeln
Rüebli	Karotte

Die Berührungsängste, die viele in der Schweiz haben, wenn es um solche Ausdrücke geht, scheinen uns übertrieben.

Dialekt in standardsprachlichen Texten

Die Deutschschweizer Standardsprache wird ab und zu auch mit Ausdrücken gemischt, die in den Wörterbüchern als «mundartnah» oder als «mundartlich» bezeichnet werden, die also nicht der Deutschschweizer Standardsprache zugerechnet werden.

posten, pressant, zäuseln, Fötzel, Beiz, Töff, Güsel, Ghüder, Samichlaus, Ätti

Sprechen am Radio zielt meist auf eine möglichst reibungslose Kommunikation. Diese kann, wenn Standardsprache und Dialekt gemischt werden, leiden: Es kann vorkommen, dass etwas nicht verstanden wird, oder dass das bloße Nebeneinander beider Sprachformen irritiert. Dabei soll nicht vergessen werden, dass wir in einer Gesellschaft leben, in der Standardsprache und Dialekt weitgehend problemlos nebeneinander existieren, dass in der deutschen Schweiz die meisten mühelos Dialekt verstehen, und dass – bis auf DRS 2 – der Dialekt am Radio die vorherrschende Sprachform ist. Schweizer Schriftstellerinnen haben das Nebeneinander der beiden Formen in ihren Texten immer wieder fruchtbar gemacht. Auch wenn wir keine Schriftsteller sind: Wir halten einen kreativen, selbstbewussten Umgang mit den beiden Formen für ergiebiger als das Bemühen, sie möglichst strikt voneinander zu trennen. Voraussetzung ist allerdings, dass wir kompetent sind – im Gebrauch des Dialekts wie der Standardsprache.



Die «Tipps, damit Texte hörverständlich werden» (Seite 65 ff.) gelten sowohl für die Standardsprache als auch für die verschiedenen Mundarten. Wohl nirgends in der deutschen Schweiz wird tagtäglich so viel und so reflektiert Mundart geschrieben und vorgelesen wie bei Schweizer Radio DRS. Von Mundart zu Mundart gibt es so viele feine phonetische, semantische und stilistische Unterschiede, dass es unmöglich ist, hier Empfehlungen und Beispiele anzuführen, die alle Deutschschweizer Mundarten auf dieselbe Weise betreffen. Die meisten Beispiele sind auf «Züritütsch» geschrieben – bitte überprüfen Sie, wie Sie sie in **Ihrem** Dialekt sagen.

Die Entwicklung der Mundarten zu einer standardsprachnahen Einheitlichkeit kann Schweizer Radio DRS wohl nicht verhindern – es soll sie aber auch nicht aktiv fördern. Wir empfehlen: Wenn Sie in Mundart texten und die Wahl haben zwischen einer standardsprachnahen und einer dialektnahen Form, entscheiden Sie sich zu Gunsten **Ihrer** dialektnahen Form und damit für die Vielfalt der Dialekte. Wenn Sie unsicher sind, ob Sie so von allen Hörerinnen und Hörern verstanden werden, können Sie immer noch die standardsprachnahe Variante hinzufügen.

Mundart-Formen brauchen

Für Um-zu-, Damit- und Indem-Sätze kennen die Mundarten eigene, direkte Formen.

«Um abzneh, het er jetz e Diät aagfange.»

- «Zum Abneh het er jetz e Diät aagfange.»

«Er isch uf de Baum gchlätteret, damit er de Umzug besser cha gseh.»

- «Er isch uf de Baum gchlätteret zum de Umzug besser gseh / (für) dass er de Umzug besser cha gseh.»

«Mitmache cha me, indem me sich ameldet.»

- «Wer will mitmache, meldet sich aa.» oder: «Mitmache cha me, wänn me sich aamäldet.»

Relativsätze beginnen immer mit «wo».

«Die Mannschaft, die geschter verlore het»

- «Die Mannschaft, wo geschter verlore het»

«D Lüüt, die uf de Zug warted»

- «D Lüüt, wo uf de Zug warted»

«De Tourischt, desse Pass furtchoo isch»

- «De Tourischt, wo n em de Pass furtchoo isch»

«Die Chind, dere Eltere Schuelgeld zahled»

- «Die Chind, wo d Eltere von ene Schuelgeld zahled»

Partizipien – insbesondere das Partizip Präsens – sind in den Mundarten nicht Tradition; einfache Sätze und gut gewählte Adjektive sind klarer.

«Das sich abzeichnendi Swing-Revival»

- «De Swing, wo wider im Choo isch»

«En choschtesparenden lychauf»

- «En günschtige lychauf»

«Abnähmendi Bewölkig und allmählich stiigendi Temperature»

- «Weniger Wolke und langsam wärmer»

«D Froog isch, öb dä benutzt Taschrechner e legals Hilfsmittel gsii seg.»

- «... öb de Taschrechner, wo prucht worde isch ...»

Um die Zukunft auszudrücken, kann in der Mundart die Gegenwartsform gebraucht werden, zusammen mit einem Adverb, das die Zukunft andeutet.

«Morn werde mer mit de Parteipräsidentin rede.»

- «Morn rede mer mit de Parteipräsidentin.»

«Bald wird en neue Kolleg mithälfe.»

- «Bald hilft en neue Kolleg mit.»

«D Schneefäll werde denn z Änd sii, aber es wird chalt bliibe.»

- «S hört dänn uf schneie, aber es bliibt no chalt.»

Die Form mit «werden» drückt eher eine Vermutung aus: «Um die Ziit wird er dehei sii.» «Die wèèrded denn scho zale.» «Das wird scho guet choo.» Oder eine Entwicklung: «Er wird rot.» «S wird stiller.»

Der Genitiv kommt nur in Namen oder Verwandtschaftsbezeichnungen vor, zum Beispiel «s Frehners Chatz», «s Vaters Auto», sonst wird er entweder mit «vom», «vo dr» gebildet oder mit dem Dativ umschrieben.

«Im Süde Chinas»

- «Im Süde vo China»

«De Lohn der Vorgesetzte»

- «De Lohn vo de Vorgesetzte/De Vorgesetzte ire Lohn»

«Des Trainers Ufstellig»

- «D Ufstellig vom Trainer/Em Trainer sini Ufstellig»

Die Mundarten kennen zum Teil andere Pluralformen als die Standardsprache.

je gleich:	es Chind	alli Chind
	eis Bei	zwei Bei
mit Umlaut:	Ballon	Ballön
	ein Kanton	zwee Kantön
mit -ene	d Grössli	d Grössene
	d Chuchi	d Chuchine
ohne -s	es Goal	zwei Goal
	en Fan	en huufe Fan
	im Final	i de Halbfinal/Halbfinäl

Traditionell kennen die Mundarten kein Plural-s, es ist aber, zusammen mit Wörtern aus der Standardsprache und dem Englischen, immer häufiger zu hören: *d Jungs, d Mädels, d Staus, d Autos, d Velos, d Singles, d Hits, d Hooligans.*

Vor Ortsnamen kennt die Mundart die Präpositionen «uf» und «z».

«Zerscht gohts nach Luzern, denn nach Thun und wiiter nach Bern.»

- «Zerscht gohts uf Luzern, denn uf Thun und wiiter uf Bern.»

«Mir sind in Winterthur, in St. Galle und in Zug gsii.»

- «Mir sind z Winterthur, z St. Galle und z Zug gsii.»

Hier zeichnet sich ein Wandel ab (s. auch Seite 86): Es gibt schon viele, die im Alltag ganz selbstverständlich davon sprechen, dass sie *nach Bärn gönd* statt *uf Bärn*, dass sie *in Italie* in den Ferien gewesen seien statt *z Italie* und *in Züri* wohnen statt *z Züri* – wie entscheiden Sie, wenn Sie beim Texten die Wahl haben?

Artikel werden im Dialekt praktisch nie weggelassen.

«De Peter Müller, Gschäftsführer vo der Firma, saits eso: ...»

- «De Peter Müller, de Gschäftsführer vo der Firma, saits eso: ...»

Für viele deutsche Kurzwörter (Adverbien, Pronomen, Konjunktionen) gibt es treffende Entsprechungen in der Mundart.

deshalb	drum, wäge dem	jeweils, oft	amigs, öppedie, vill
zudem	dezue ane, au no	gelegentlich	mängisch, öppe
obwohl	au wenn	etwas, jemand	öppis, öpper
einige	es paar	wovon, wofür	vo was, für was
zurzeit	grad jetzt, im Momänt	da (kausal)	wil, wäge dem
letztlich	zletscht, am Änd	insbesondere	bsunders, vor allem
insgesamt	im Ganze, total	insgeheim	im Gheime, versteckt
damit	dass, für das	inmitten	zmitzt

Vorzüge des Mundartwortschatzes ausnützen, aber situationsangemessen

Unsere Mundarten sind überaus reich an bildhaften Ausdrücken und Redewendungen. So schön so genannt «träfe» Wendungen auch sind, sie können mit ihrer stilistischen Färbung je nach Sprechsituation ungewollt vom Zweck des Sprechens ablenken und selber zum Thema werden. Manchmal ist *aber das isch doch eso* angemessener als *das schläckt kei Geiss ewägg*, und ein schlichtes *sie verstöhd enand nid* wirkt direkter als *sie händ s Heu nid uf de gliiche Bühni*. Je nach Absicht passt *am halbi Achti* besser als *grad wo s aagfange het iinachte* und *es het fescht grägnet* besser als *es het obenabe gleert wie us Chübel*. *Er isch usetüüsselet* kann komisch wirken, wenn *er eifach ggan-gen isch*.

Auch hier ist das situativ Angemessene «richtig»: Wie sprechen wir? Wie wollen wir sprechen? Wie sollen wir in dieser Sendung, zu diesem Thema, um diese Zeit, zu diesen Leuten sprechen?

Ortsnamen: mundartlich, aber verständlich

Manchmal stellt auch in der Mundart die Aussprache von Ortsnamen ein Problem dar: Die «Einheimischen» sprechen sie oft anders aus als die «Fremden».

Schriftbild	«einheimische» Aussprache	«fremde» Aussprache
Weisslingen	Wisli	Wiisslinge
Burgdorf	Boortleff	Burgdorf
Beinwil	Beuel/Böiu	Beiwil/Beinwil
Wädenswil	Wäd ischwil	Wädens wil
St. Johann	Sankt Johann	Sankt J ohann
Horw	Horb	Horw

In seinem Buch über die Aussprache von Schweizer Ortsnamen gibt Max Mangold bei den Deutschschweizer Ortsnamen jeweils nur den Wortakzent an, die Aussprache fehlt – er hätte, um korrekt zu sein, zu oft mehrere gebräuchliche Varianten aufnehmen müssen, meinte Max Mangold auf unsere Anfrage. Auf eine Normierung habe er deshalb verzichtet.

Trotzdem: Ortsnamen sollten einerseits möglichst so ausgesprochen werden, wie sie in diesen Ortschaften ausgesprochen werden, und andererseits sollten Nicht-Ortsansässige sie auf Anhieb verstehen. Beim öffentlichen Sprechen am Mikrofon muss das Prinzip der Verständlichkeit Vorrang haben – manchmal lässt sich dieser Konflikt elegant lösen, indem «Einheimische» einfach beide Formen sagen: «*Gwunne het Böiu, Beinwil am See*». Im Übrigen gilt: Wo mehrere – allgemeinverständliche! – Varianten in Gebrauch sind, sollen sie bei Schweizer Radio DRS auch erlaubt sein.

Mundarttexte lesbar schreiben

Am Mikrofon muss das Geschriebene ohne langes Entziffern, mit einem Blick gelesen werden können. Die Schreibweise darf deshalb vom gewohnten Schriftbild der Standardsprache nicht zu sehr abweichen. Gleichzeitig muss sie lautlich so genau wie möglich sein, damit das Gelesene wie die eigene Mundart klingt. Für eine lautnahe und dennoch gut lesbare «*Schwyzertütschi Dialäktschrift*» gibt Eugen Dieth u.a. folgende Tipps:

Sprich laut, bevor du aufschreibst, und schreibe, wie du es hörst.

Gross- und Kleinschreibung gemäss den Regeln der Standardsprache verwenden.

Kurze Vokale einfach, lange Vokale doppelt (oder wie in der Standardsprache mit Dehnungs-h) schreiben.

*Franke, gsetzt, Chritz, donnere, lugg, Äsche, öpper, flüssig
suur, Wääg, röötle, hüüle, Höhli, Bahn fahre, Gfohre, drohe, aalehne, Riis, choo*

Auch die Diphthonge ganz nach dem Gehör schreiben.

*guet, Fueder, luege / blüete, Müesli, Füess / lieb, nie, schier / reise, schneie, frei /
seit oder sait oder säit oder saait oder säät / Laub oder Loub, chauffe oder chouffe /
Fröid oder Fröüd, Chnöi oder Chnöü, Böim oder Böüm oder Bäim oder Baim*

Auf Apostroph und Bindestrich verzichten.

Artikel	a d Wand, d Lüüt, ds Chind, ufs Huus, i d Stadt, z Basel
Vorsilben	bhalte, bbiichtet/biichtet, bblooget/blogt, ggange/gange, gchlemmt, gchochet, es Ggöiss, tökterlet, i ha tänkt, er het zitteret
Pronomen	Sägs, chunts, wos gsee händ, das händs gseit, i ha gwüsst dass goht (dass es), denn hämmer (haben wir), scho simmer (sind wir), bitte gimmer (gib mir)
Bindungs-n	gueten Obe, ich nimen en Öpfel, mir chönnen uftue, i han e gsee

Wer Manuskripte schreibt für Moderatorinnen oder Moderatoren, die eine andere Mundart sprechen als die eigene (das kommt in der Radiopraxis nicht selten vor), schreibt in der Regel besser Schweizerhochdeutsch. Den meisten fällt das Übersetzen aus der Standardsprache in die eigene Mundart leichter als aus einer andern Mundart.

Mundarttexte vorlesen

Wenn die Mundart aufgeschrieben und nachträglich vorgelesen wird, muss die Aussprache, auch wenn einigermaßen «lautnah» geschrieben wurde, fürs Vorlesen neu erarbeitet werden: Da steht zum Beispiel, gut lesbar: *d Frau und d Chind* – wenn wir jetzt laut lesen, was wir geschrieben haben, sprechen wir im Vergleich zur Alltagssprache viel zu deutlich – denn spontan würden wir *pfrauungkchind* sagen, und *d Frau und d Chind* käme uns überdeutlich, gestelzt vor.

Wenn in der Mundart zwei oder mehrere Konsonanten, auch wenn sie an verschiedenen Stellen gebildet werden, zusammentreffen, gleichen sie sich in der Regel an, sie assimilieren sich:

so schreiben:	so sprechen:
d Frau und d Chind	p Frau ung Kchind
i d Stadt gaa	i t Stagg gaa
das sait me nid ganz esoo	das saipme nigganz esoo
er kännt Basel	er kämp Pasel
es schneit	esch schneit
i d Gofere	i Ggofere
en Mönch z Genf	em Möngh z Gämf

Diese Regel steht im Gegensatz zur Assimilationsregel in der Standardaussprache (vgl. S. 53), wo nur an der gleichen Stelle gebildete Konsonanten angeglichen werden dürfen.

Vieles, was für die Standardaussprache richtig ist und mit viel Fleiss geübt wird, kann, auf die Aussprache der Mundart übertragen, falsch sein und künstlich wirken. Die meisten Mundarten kennen auch den für die Standardaussprache typischen Vokaleinsatz nicht (vgl. S. 46 Glottisverschlusslaut):

Wörter, die mit einem Vokal beginnen, werden in den meisten Mundarten mit den vorangehenden Wörtern verbunden (ausser wenn das Wort hervorgehoben werden soll). Stossen zwei Vokale zusammen, können sie mit einem Bindungs-n verbunden werden:

En Ufsteller, en alten Engländer, immer am Ahti und am Elfi, bi de n Alte n und de Junge, wie n e Chatz

Die meisten Mundarten kommen bei den Konsonanten ohne den Gegensatz stimmhaft – stimmlos aus. Die stimmhafte Aussprache von s, w, b, d, g kann in der Mundart maniert wirken:

Susi, Summer, Hase, Wind, ewig, es Boot, hebe, danke, Bude, en Gluscht, säge

Die stimmlosen Verschlusslaute p, t, k werden im Dialekt in der Regel gar nicht oder weniger stark aspiriert:

Pumpi, Pabst, huupe, taub, Foti, Kurt, poschte, Chiasso

Die meisten Mundarten kennen das ch nur als Ach-Laut:

Echo, Gicht, weich, füecht, Milch, Mönch, urchig, Arche



Statt vorlesen: neu denken

Die, die Radio hören, haben ihre eigenen Erfahrungen mit Vorlesen und Zuhören, und die meisten urteilen sehr entschieden über Vorlesefähigkeiten: Wenn es heisst «klingt abgelesen», gibt es die Note «ungenügend». Ein klarer Hinweis darauf, dass die Person am Mikrofon mit ihrem Schul-Leseton die Kunst des Vorlesens noch zu wenig beherrscht. Alle haben wir unsere Geschichte(n) mit Lesen und Vorlesen. Die meisten erwerben diese Kulturtechniken in der Schule: Der Lernprozess vom lauten Buchstabieren bis zum flüssigen Lesen hat uns auf die eine oder andere Weise geprägt.

Dass Vorlesen am Mikrofon mehr meint als ein flüssiges Lesen ohne Versprecher, hören junge Radioleute spätestens dann, wenn sie die ersten Aufnahmen von sich selbst anhören. Oft kommen sie mit dem Eindruck «furchtbar, wie gelesen das klingt!» in die Sprechausbildung und wünschen, so lesen zu lernen, dass ihr Lesen nicht mehr abgelesen klingt. Vorlesen meint nicht einfach ablesen, sondern Vorlesen ist zunächst ein Sinn fassendes Auflesen von in Worten gefassten Gedanken. Die Worte, die da schwarz auf weiss auf Papier oder auf dem Bildschirm stehen, bedeuten etwas, sind ein Sinnangebot. Sie stehen nicht für sich alleine, sie stehen in einem Kontext: Worte als Teile von Äusserungen einer bestimmten Textsorte, die wiederum Teil eines Sendeausschnitts einer bestimmten Sendeform ist. Worte aber auch, die im Kontext ihres Entstehungsprozesses stehen: Sprechen und Schreiben heisst immer Auswählen, Reduzieren, Verdichten von Erlebtem und Gedachtem. Was am Schluss auf dem Blatt steht, schwebt sozusagen auf dem Grund des Ungesagten, so dass das Nicht-Gesagte zwischen den Zeilen mitschwingt, sofern da Ohren sind, die das auch hören.

Solch feine Ohren sind für das Vorlesen am Mikrofon wünschenswert. Vorlesen am Mikrofon meint: die ausformulierten Gedanken ganz aktuell neu denken – und zwar laut, für Hörende – und dabei die Zwischentöne neu hören, sie neu empfinden und mitausdrücken und mitteilen. Dazu gehört: mit dem inneren Auge sehen, beim Vorlesen «Kino im Kopf» haben, gespeicherte Sinneseindrücke erinnern – wie etwas schmeckt, riecht oder klingt, wie etwas auf der Haut spürbar wird. So lässt sich eine sinnliche Haltung zur Sache finden, und statt abzulesen teilen wir mit, was wir verstanden haben, jetzt, in dieser Situation, und wir teilen Gemeintes aktuell mit diesen Hörerinnen und Hörern. Heisst nicht der erste publizistische Leitsatz von Schweizer Radio DRS «Wir wissen, wovon wir reden»? Wer auf diese Weise wissend «vorliest», versteht die Kernaussagen, die zu vermitteln sind, jeweils neu, und daraus resultiert in der Regel

ein Sprechdenken, das Verstandenes auch sinnvoll gliedert: mit Pausen, wechselnden Tempi, mit Melodie oder mit Lautstärke – lebendiges **Sprechdenken** eben.

Nur ganz selten kommt eine Meldung so spät in die Redaktion, dass sie *prima vista* gelesen werden müsste. Wenn bei der akuten Entwicklung eines dramatischen Ereignisses etwa erst während der Nachrichten die neueste Information auf dem Sendepult des Redaktors am Mikrofon landet, und er mit einem «Soeben ...» zu lesen anfängt, noch ohne zu wissen, wovon er gleich reden wird, dann ist ihm die Aufmerksamkeit des Publikums gewiss, auch wenn er tastender, unsicherer liest als sonst. In allen anderen Fällen ist *Prima-vista-Lesen* unprofessionell und die Glaubwürdigkeit steht auf dem Spiel. Wer unvorbereitet seine Texte ins Mikrofon spricht, nimmt Risiken in Kauf wie Versprecher, ungenaues Artikulieren, falsche Betonungen oder einen stereotypen Singsang in der Melodie. Zum professionellen Arbeiten gehört, sich die Zeit bis zur Aufnahme oder bis zur Sendung so einzuteilen, dass immer genügend Spielraum bleibt, sich für den entscheidenden Moment, für das öffentliche Sprechen, vorzubereiten. *Prima-vista-Lesen* sollte bei Schweizer Radio DRS die absolute Ausnahme bleiben.

Also: den Text vor dem Auftritt nochmals «in den Mund nehmen», ihn sich einverleiben, dabei Kiefer, Lippen und Zunge wecken, die Lautfolgen schon mal prüfend formen und über dieses Einsprechen das Gemeinte inhaltlich nochmals durchdenken. Wer solches Probehandeln selbstverständlich in den Arbeitsablauf eingebaut hat, kommt leichter aus einer «nicht selten verkrampften» Arbeitshaltung am Computer in eine lockere Auftrittsspannung, und exponiert sich selbstsicherer. Beim vorbereitenden Sprechen eines Textes sind wir zunächst selber unsere eigenen Zuhörenden. Dieses erste Sprechen und Hören schafft Distanz und zeigt Lücken und Tücken im Text auf. Zum Beispiel Zwischengedanken, die fehlen, oder Worte, die trotz mehrfachem Ansetzen nicht selbstverständlich über die Lippen kommen wollen. Weg also mit diesen Stolpersteinen! Umformulieren und ausprobieren, was besser in den Schnabel passt – sonst lauern Versprecher.

Sichtbar machen, was hörbar werden soll

Bei der Kunst, einmal geschriebene Texte wieder lebendig und für Hörende verständlich zu machen, kann die optische Darstellung mithelfen. Diskrete Sprechzeichen im Manuskript (mit einem Bleistift) können dem Denken auf die Sprünge helfen:

Wenn man gut durch geöffnete Türen kommen will, muß man die Tatsache achten, daß sie einen festen Rahmen haben. Dieser Grundsatz, nach dem der alte Professor immer gelebt hatte, ist einfach eine Forderung des Wirklichkeitssinns. Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt, und niemand wird bezweifeln, daß er seine Daseinsberechtigung hat, dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann.

Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet hier könnte, sollte oder müßte geschehen, und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebenso gut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.

Aus «Der Mann ohne Eigenschaften» von Robert Musil

- || hier beginnt ein neuer Abschnitt, hier ändert die Perspektive
- | ein Sinnschritt ist zu Ende, hier darf ich atmen
- ' Vorsicht, es folgt ein neuer Begriff, ein Zitat, eine ungewohnte Wendung
- das ist das Neue, das Wichtige, darauf spreche ich hin
- der Gedanke geht noch weiter, die Stimme bleibt in der Schweben
- ↘ hier «landet» der Gedanke, und auch die Stimme schliesst ab

Am besten zu lesen sind Texte, die zuerst gesprochen und erst dann, so wie gesprochen, aufgeschrieben werden. So entsteht der Stil der gesprochenen Sprache, und zwar der persönliche Stil der Sprechenden. Wer beim Aufschreiben dem Gang des Sprechenden folgt, kann an Stelle eines traditionell fortlaufenden Textes ein Bild eines Textes, eine Textgrafik, eine Textpartitur gestalten. Klaus Pawlowski nennt diese Art der Manuskriptgestaltung «strukturiert aufschreiben» – siehe folgende Seite.

Mit einem auf diese Weise strukturierten Manuskript gelingen auch kleine Ausflüge vom Manuskript in der Regel ohne Probleme: Man findet wieder hinein in den Text, auch wenn man sich einen Augenblick löst vom Blatt oder vom Bildschirm. Weil auf dem Manuskript mehr freier Raum vorhanden ist, kann eine solche Textpartitur ermutigen, (live) Freiräume zu nutzen und die eine oder andere Passage neu und besser zu formulieren – ein guter Weg zu mehr Lockerheit beim Sprechen am Mikrofon.

Die Methode «strukturiert aufschreiben» bietet sich auch an als ein sanfter Weg zum Sprechen nach Stichwörtern: Wir streichen aus dieser «abgetreppten» Textgrafik auf Seite 106 die Teile, die wir nicht unbedingt brauchen, und lassen als Stützpfiler die Wörter und Wortgruppen stehen, auf denen wir den Text zum Freisprechen aufbauen können – siehe Seite 107.

Zunächst:

eine Schrift wählen,
die wir ohne Mühe lesen können,
mit einem Blick «auflesen» können.

Das, was wir sehen, soll einladen:

einladen zum neu Denken
und einladen zum Atmen –
in einem Wort: es soll «inspirieren»!

Vorn beginnt jeweils der neue Gedanke;

ingerückt folgt,
was weiterführt
was den Gedanken erläutert, ergänzt,
und das Ziel, auf das wir gedanklich hinauswollen.

Aufzählungen

oder gleichwertige gedankliche Einheiten
stehen untereinander;
solche also, die durch *und* oder *oder* verbunden sind.

Wichtig sind jene Wörter,

die zeigen, wie die Gedanken zusammenhängen,
so genannte Operatoren
oder «Navigationswörter».

So weit vorn wie möglich platziert,

unterstützen sie das Auge, sofort den Übergang zu finden,
den inhaltlichen Anschluss zum nächsten Schritt im Gedankengang.

Sie können auch noch speziell hervorgehoben werden.

Selbstverständlich braucht es ein bisschen Übung,

bis dieses «strukturierte Aufschreiben»
zu einer echten Hilfe wird beim Sprechdenken.

Zunächst:

Schrift wählen

→ mit einem Blick «auflesen»!

Das, was wir sehen, soll einladen:

zum neu Denken

zum Atmen –

→ soll «inspirieren»!

Vorn der neue Gedanke

eingerrückt

was weiterführt

→ und das Ziel, auf das wir hinaus wollen.

Aufzählungen

oder Gleichwertiges

untereinander

(durch und oder oder verbunden)

Wichtig: jene Wörter,

die zeigen, wie Gedanken zusammenhängen:

= Operatoren

oder «Navigationswörter».

→ So weit vorn wie möglich

sofort Übergang finden

inhaltlichen Anschluss

auch speziell hervorgehoben

Selbstverständlich: Übung!

bis zu einer echten Hilfe.

Zwischen «frei» und «gebunden»

Wer privat mit einem vertrauten Gegenüber spricht – und dabei erzählt, was ihn beschäftigt –, tut dies in aller Regel frei. Frei, ohne Vorlage, ohne Manuskript, mehr oder weniger geordnet, so dass ein Wort das andere ergibt, der Redefluss mehr oder weniger stockt, auch einmal abbricht. Wer spricht, wird innehalten, um neu und anders zu formulieren, um Gesagtes zu korrigieren, wird sich wiederholen, weil das hilft beim Weiterdenken und Weitersprechen, oder weil etwas besonders hervorgehoben sein will, um die innere Beteiligung auszudrücken. Vielleicht wird man beim Erzählen unterbrochen, weil das Gegenüber nicht versteht und deshalb nachfragt, weil es, gedanklich angeregt, plötzlich seine eigene Geschichte zu erzählen beginnt. Im vertrauten Miteinanderreden geschieht so einiges spontan, was nicht geplant war. Vorstellungen, wie «man» zu formulieren und zu sprechen habe, treten in den Hintergrund. Wichtig ist, dass da jemand sitzt, der zuhört und Gehörtes aufgreift, weiterführt oder nachhakt. Das Wechselspiel zwischen Hören und Sprechen, das Kommunikation in Gang hält – um dieses Spiel geht es in dieser Situation, die durchaus den Namen **Live-Situation** verdient.

Das ist eine prototypische Situation fürs freie Formulieren. Für ein Sprechen, das aus der Situation heraus entsteht, für ein spontanes, situatives Finden von Worten und Äußerungen, die die Linguistik der «gesprochenen Sprache» zuordnet.

Zu bedenken ist: **Die** gesprochene, mündliche Sprache gibt es nicht, genauso wenig wie es **die** geschriebene Sprache gibt. Mündlichkeit kann stärker oder schwächer geprägt sein durch die Schriftlichkeit (ein Moderationsgespräch zum Beispiel) und umgekehrt kann Schriftlichkeit mehr oder weniger mündlich sein (etwa ein SMS). Es gibt keine reine Mündlichkeit in unserer schriftlich geprägten Kultur. Schon als kleine Kinder hören wir aus dem Munde von Erwachsenen eine Sprache, die beeinflusst ist durch die Schrift. Deshalb gibt es in der Sprachwissenschaft den Begriff der «sekundären Mündlichkeit».

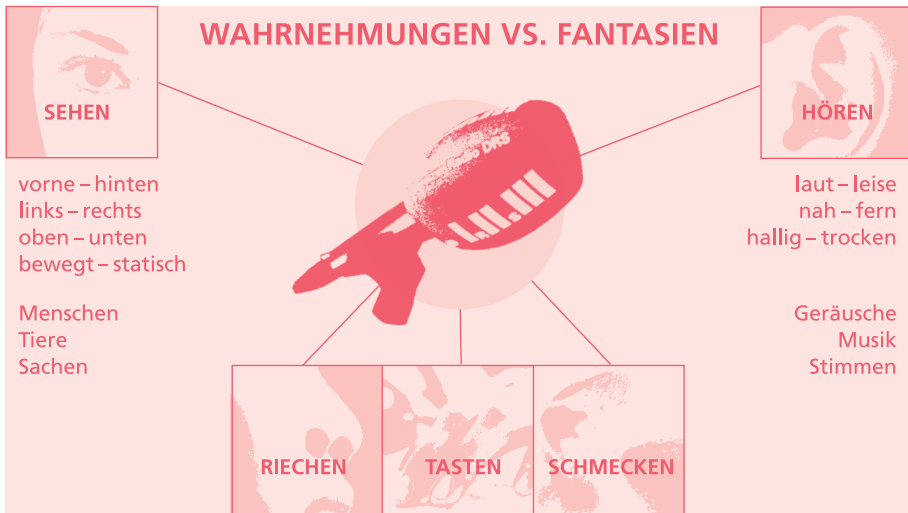
Frei sprechen am Mikrofon ist in unterschiedlichen Formen möglich. Diese liegen auf der Achse zwischen den Polen «frei – gebunden». Sprechen aus dem Stegreif auf der einen Seite der Achse, das Vorlesen eines mehr oder weniger mündlich formulierten Manuskripts auf der andern Seite. Dazwischen gibt es Varianten, wie spontane Ausflüge vom Manuskript während des Vorlesens, sprechen nach mehr oder weniger Stichworten, nach solchen, die aus einem bereits bestehenden Manuskript herausgelöst wurden oder nach Stichworten, die sich aus dem mündlichen Erzählen heraus ergeben haben. All

diese Verfahren klingen unterschiedlich spontan und frei, und sie sind für die unterschiedlichen Aufgaben am Mikrofon besser oder schlechter geeignet. Alle haben sie ihre Vor- und Nachteile.

Wer Nachrichten spricht oder durch ein Informationsmagazin führt, liest in der Regel ab Manuskript und klingt weniger spontan, weniger frei als jemand, der nach Stichworten spricht, zum Beispiel in einer Reportage vor Ort. Dafür bringt das Vorlesen ab Manuskript den Vorteil, dass jedes Wort im Vorfeld genau abgewogen werden kann, und das Sprechen auf Zeit keine besondere Herausforderung ist. Wer sich vom Wortlaut löst und nach Stichworten spricht, etwa während eines «Hörertelefons», ist freier in der Situation und kann flexibel auf den Gesprächsprozess reagieren, ohne den roten Faden und die Führung zu verlieren.

Für das Sprechen am Mikrofon heisst das: entscheiden, welches Verfahren zu welcher Situation und zu welchem erwünschten Wirkungsprofil am besten passt. Kommt es auf jedes einzelne Wort an, braucht es präzise Wendungen oder Pointen, die nur so und nicht anders funktionieren? Wie sattelfest ist jemand in der Sache, von der die Rede ist? Ist das Wissen umfassend oder gerade auf der Höhe der aktuellen Meldung? Wie schätzt sich jemand ein in Bezug auf die Fähigkeit, frei zu sprechen? Wie sind die Zeitvorgaben? Sieht das Profil der Sendung vor, dass hier «wie gedruckt» gesprochen wird, oder ist ein «allmähliches Verfertigen der Gedanken beim Reden» erwünscht beziehungsweise unumgänglich, wie in Notfallsituationen?

Da, wo es brennt, ist Atmen, einen klaren Kopf behalten und ein Da-Sein mit wachen Sinnen das Wichtigste. Unsere fünf Sinne helfen, uns in Raum und Zeit zu orientieren und entsprechend zu berichten. Wir können vor Ort sehen, was da vor sich geht, können Geräusche und Klänge hören, können riechen, tasten und schmecken, und alle diese Sinneseindrücke lassen sich beschreiben. Auch wenn dies journalistisch noch nicht ausreicht, ist es ein Anfang. Auch in Pannensituationen bietet das Beschreiben dessen, was ist und was in der direkten Umgebung sinnlich wahrnehmbar ist, ein sicheres Auffangnetz.



Wer sich zudem im Hinblick auf mögliche Notfallszenarien schon mal ein paar Formulierungen zurechtgelegt hat oder wer geübt ist, nach bestimmten Gliederungsmustern (wie zum Beispiel dem «Fünfsatz») frei zu sprechen, der wird es in Ausnahmesituationen wohl leichter haben und diese womöglich auskosten.

Einleitung «1. Satz»	Was liegt vor? Situativer Einstieg Beschreibung des Status quo Aufmerksamkeit wecken – Kontakt schaffen
Hauptteil «2.–4. Satz»	Gedankenwege – drei argumentative Schritte Beispiele – Bilder – anschauliche Szenen
Schluss «5. Satz»	Zwecksatz – Schlussfolgerung Oder bei Anmoderation: Überleitung zum Beitrag

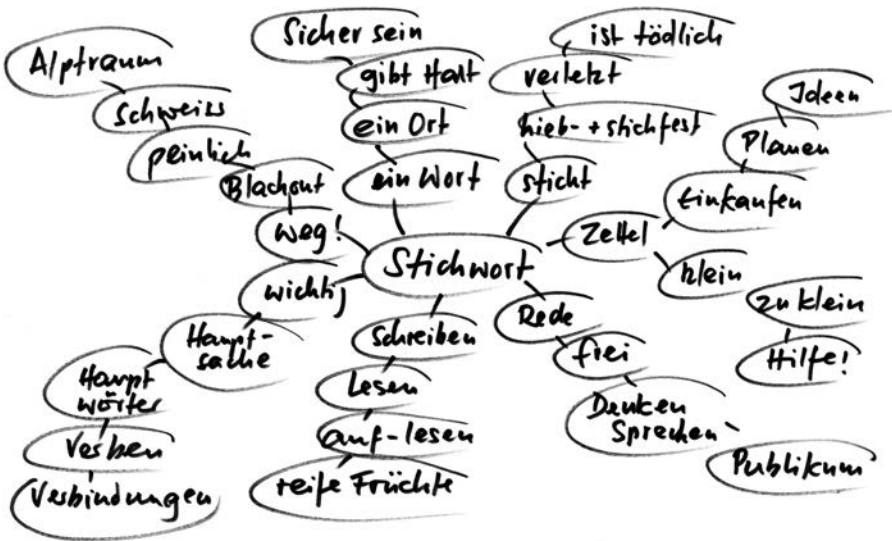
Die meisten Live-Situationen am Radio können jedoch im Kopf geplant werden: Was gibt es zu sagen? Was ist der Rede wert? Wie lässt sich das ordnen? Womit beginnen und womit aufhören? Die gedankliche Planung vertieft sich zudem beim Aufschreiben von Stichworten. Es wird klarer, welche thematischen Aspekte wirklich wichtig sind

und wie, in welcher Reihenfolge sie für Hörende gut verständlich besprochen werden können. Da, wo man viel weiss und viel von der Sache versteht, genügt es oft, nur wenige Stichworte zu notieren, um die Planung im Kopf zu sichern. Und häufig sind die aufgeschriebenen Stichworte so stichhaltig, dass sie beim eigentlichen Auftritt vor dem Mikrofon gar nicht mehr gebraucht werden. In vielen andern Fällen jedoch sind die Stichworte auch eine hilfreiche Sprechstütze.

Stichworte können in unterschiedlicher Weise notiert werden: in Form von Clustern, einem Mind Map oder in Treppen (vgl. S. 107).

Das **Clustering** hat die Amerikanerin Gabriele Rico in den 70er-Jahren erfunden. Es heisst übersetzt Büschel- oder Haufentechnik und ist ein nicht lineares Brainstorming, das verwandt ist mit der freien Assoziation und so Zugang zu unbewusst Gewusstem und Erinnerungem ermöglicht. Ein Mittel also, das hilft, um zu Einfällen zu kommen.

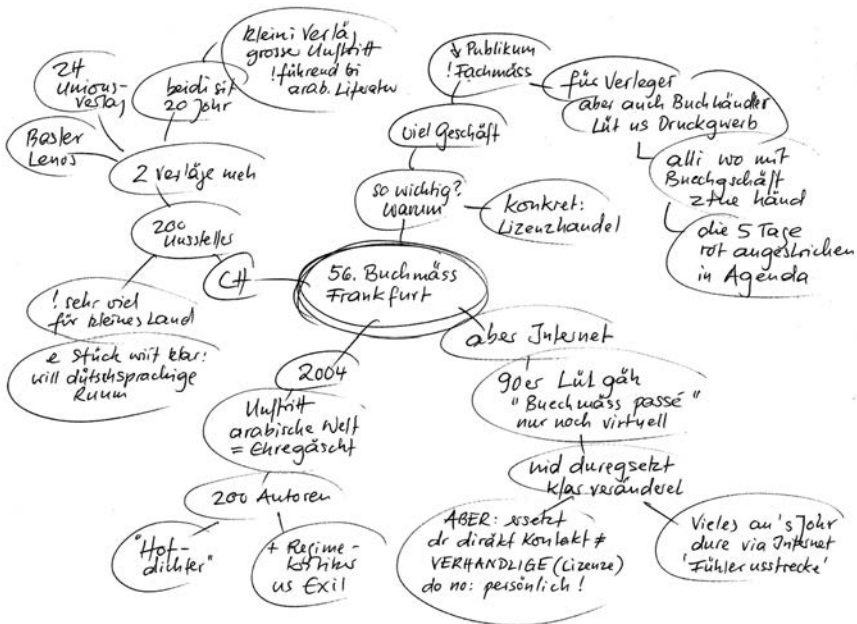
Wie geht «Clustern»? In die Mitte eines Blattes wird ein Wort geschrieben und dann werden ausgehend von diesem Wort strahlenförmig immer neue Einfälle und Assoziationen notiert; jede Assoziation wird notiert, eine Zensur findet nicht statt. Dabei ergeben



sich Assoziationsketten, die plötzlich aufhören, und spontan beginnt dann eine nächste Kette. Das Clustering ist ein sich selbst strukturierender Prozess und ermöglicht, einer inneren assoziativen Gedankenordnung zu folgen. Vom Konzept her versucht das Clustering u.a. über das nicht lineare Notieren und das Zeichnen verstärkt auch die Funktionen der rechten Hirnhälfte zu nutzen, die empfänglich sind für bildhaftes, ganzheitliches Denken und den rhythmischen Fluss der Sprache. Die damit verbundene Hypothese ist, dass, wer beide Hirnhälften rhythmisch wie beim Clustering zusammenspielen lässt, freier und ungezwungener formuliert.

Das **Mind Mapping** ist ein Verfahren, das der englische Pädagoge Tony Buzan entwickelt hat, etwa zeitgleich wie Gabriele Rico das Clustering. Es versucht ebenfalls die Leistungen der rechten Hirnhälfte beim Entwickeln von Gedanken und Ideen zu integrieren. Mit der Hypothese, dass dadurch die Einfälle vielfältiger und origineller werden.

Ein Mind Map enthält allerdings im Unterschied zu einem Cluster von Anfang an eine Ordnung, die sich aus einer gedanklichen Hierarchisierung ergibt. Ähnlich einer Baumstruktur werden Hauptgedanken auf einen Hauptast und Nebengedanken auf einen



Seitenast geschrieben. Zudem werden die thematischen Hauptaspekte im Uhrzeigersinn notiert. Das heisst, die gedankliche Planung geht bis in die Überlegung hinein, in welcher Reihenfolge dann die Äste mit ihren unterschiedlichen thematischen Aspekten in der freien Rede vorkommen. Das Beispiel auf Seite 112 zeigt die Stichwortunterlage der Reporterin für einen Dialektbericht (oder für ein Moderationsgespräch) von der Frankfurter Buchmesse.

Beide Verfahren visualisieren übersichtlich auf einem Blatt, was in Bezug auf ein Thema an Aspekten zur Sprache kommen kann bzw. soll. Insofern sind sie dienlich in allen Sprechsituationen, in denen das Behalten des Überblicks zentral ist. Sie eignen sich grundsätzlich für das Moderieren von «Hörertelefonen» oder Podiumsgesprächen, genauso wie für die Live-Reportage vor Ort oder das Moderationsgespräch. Natürlich muss letztlich jeder und jede für sich herausfinden, was ihn oder sie beim frei Sprechen am besten unterstützt. Und da gibt es durchaus individuelle Präferenzen.

Wer von sich aus eher assoziativ spricht, ist vielleicht gut beraten, ein klarer strukturierendes Stichwortverfahren zu wählen, z.B. die Abtrepp-Methode (vgl. Seite 107). Dieses Verfahren wurde in den 60er-Jahren vom Sprechwissenschaftler Hellmut Geissner entwickelt. Im Unterschied zum Mind Map und zum Cluster werden die Stichworte linear, von links nach rechts abgetrepp notiert. Operatoren oder «Navigationswörter» zeigen den Gang der Gedanken an, und Verben beugen einem schwerfälligen Nominalstil vor. Mit der Anordnung der Treppen werden Hauptaspekte und Nebenaspekte unterschieden – das erleichtert das situationsangemessene Sprechen: Ohne den Faden zu verlieren, können thematische Aspekte Übersprungen und nach Bedarf neue eingefügt werden.

Beim freien Sprechen, egal nach welchem Stichwortverfahren, kommt es schon mal zu Versprechern oder Neuansätzen, so wie das beim freien Formulieren im Alltag eben auch vorkommt. Die Erwartungen bezüglich «Sprachrichtigkeit» und «grammatikalischer Korrektheit» dürfen gegenüber frei gesprochener Sprache nicht die gleichen sein wie gegenüber geschriebener Sprache. Live-Radio, nah am Geschehen und nah am Publikum, verändert auch das Sprechen am Mikrofon: es wird lebendiger, überraschender. Gleichzeitig bleiben die Forderungen nach Glaubwürdigkeit und Verständlichkeit bestehen: Wer am Mikrofon frei spricht, muss – bei aller Spontaneität – glaubwürdig und hörverständlich wirken. Die meisten müssen frei sprechen üben, müssen sich «Live-Kompetenz» erarbeiten. In einem Raum, in dem Experimentieren möglich ist, in dem die Einzelnen für sich herausfinden können, was sie als Stützen fürs freie Sprechen

brauchen, was ihnen hilft, präzise und pointiert zu formulieren und dabei spontan und frei zu bleiben.

Zweierlei Maschinen

Zwischen den Menschen, die Radio machen, und denen, die Radio hören, läuft «die Maschine Radio». Das Radio ist zwar eine komplexe, aber eine «triviale Maschine»: Sie ist dadurch definiert, dass sie nach eindeutigen, unveränderlichen Regeln arbeitet. Anders die Menschen am Mikrofon und jene an den Lautsprechern: Sie würde der Kybernetiker Heinz von Foerster als «nicht triviale Maschinen» bezeichnen, als Maschinen mit «inneren Zuständen», abhängig von der eigenen Vergangenheit, mit Transformationsregeln, die sich mit jedem Verhalten ändern, mit unüberschaubaren Möglichkeiten und mit überraschenden Handlungen, nicht wirklich voraussagbar.

Bereits gibt es «triviale Maschinen», die ganz passabel vorlesen können – sie klingen nicht mehr wie monotone und gequetschte Computerstimmen. Es kann gewählt werden: eine männliche oder eine weibliche Stimme, lieber alemannisch oder preussisch artikuliert, wie schnell und wie hoch und in welcher Klangfarbe? Noch ein bisschen Rechnerleistung mehr, und alles, was vorgelesen werden muss, können wir an unsere ideale Vorlesestimme delegieren. Ohne zu ermüden und ohne Versprecher wandeln dann «triviale Maschinen» mit synthetischer Spracherzeugung geschriebenen Text in gesprochene Sprache um – täuschend echt in Klang und Melodie, und ganz natürlich in der Wirkung ...

Wir sind jedoch überzeugt davon, dass bei Schweizer Radio DRS auch in Zukunft «nicht-triviale Maschinen» am Mikrofon sprechen werden, dass Menschen Nachrichten sprechen und die Verkehrsinformationen vorlesen werden, über dies und das berichten, mit andern Gespräche führen und die Programme moderieren werden. Denn, wenn Sprechen am Mikrofon gelungen ist, war es ein kooperierendes Sprechen, dann hat eine Stimme aus dem Radio Gehör gefunden – «Radio, das bewegt». Dazu braucht Schweizer Radio DRS auch weiterhin geschäftsfähige und glaubwürdige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Leute, die fragen und zuhören, nachfragen, mitdenken und miterleben können.

«Das Verständlichste an der Sprache ist nicht das Wort selbst, sondern Ton, Stärke, Modulation, Tempo, mit denen eine Reihe von Worten gesprochen wird, kurz, die Musik hinter den Worten, die Leidenschaft hinter dieser Musik, die Person hinter dieser Leidenschaft, alles das also, was nicht geschrieben werden kann.»

Friedrich Nietzsche

Zeichen der Lautschrift

Die Tabelle bringt Lautzeichen und Lautzeichenkombinationen, wie sie bei deutscher Aussprache im Wörterverzeichnis des Aussprachewörterbuchs (Duden, S. 12) verwendet werden, ergänzt durch die alemannischen Diphthonge. In der ersten Spalte steht das Lautzeichen oder die Lautzeichenkombination, in der zweiten Spalte ein Beispiel dazu in Rechtschreibung, in der dritten Spalte das Beispiel in Lautschrift.

Zusätzlich zu den Zeichen des phonetischen Alphabets des Deutschen werden einige diakritische Zeichen verwendet: das Längenzeichen [:], das hinter dem betreffenden Laut steht [ba:n], das Zeichen für die Hauptbetonung ['], das unmittelbar vor der betonten Silbe steht [mo'ra:l], das Zeichen für unsilbische Vokale [ˌ], das unter- oder übergesetzt ist [ʃtu:ˌdjə], das Zeichen für silbische Konsonanten, [ˌ] das unter dem betreffenden Konsonanten steht [ˌba:dŋ], das Zeichen für den «Knacklaut» [ʔ] (Glottalstopp) vor Silben, die mit einem Vokal anlauten [bəʔamtət].

Zeichen der Lautschrift

a	hat	hat	o	Moral	mo'ra:l
a:	Bahn	ba:n	o:	Boot	bo:t
ɐ	Ober	'o:bɐ	ɔ	loyal	lɔa'ja:l
ɜ	Uhr	u:ɜ	õ	Fondue	fõ'dy:
ã	Pensee	pã'se:	õ:	Fond	fõ:
ã:	Gourmand	gʊr'mã:	ɔ	Post	pɔst
ɑ	weit	vɑ:t	ø	Ökonom	øko'no:m
ɑʊ	Haut	hɑʊt	ø:	Öl	ø:l
b	Ball	bal	œ	göttlich	'gœtliç
ç	ich	ɪç	œ	Lundist	lœdɪst
d	dann	dan	œ:	Parfum	par'fœ:
dʒ	Gin	dʒɪn	ɔɣ	Heu	ɔɣ
e	Methan	me'ta:n	p	Pakt	pakt
e:	Beet	be:t	pʃ	Pfahl	pʃa:l
ɛ	hätte	'hɛtə	r	Rast	rast
ɛ:	wähle	'vɛ:lə	s	Hast	hast
ɛ̃	timbrieren	tɛ̃'bri:rən	ʃ	schal	ʃa:l
ɛ̃:	Timbre	'tɛ̃:brə	t	Tal	ta:l
ə	halte	'haltə	tʂ	Zahl	tʂa:l
f	Fass	fas	tʃ	Matsch	matʃ
g	Gast	gast	u	kulant	ku'lant
h	hat	hat	u:	Hut	hu:t
i	vital	vi'ta:l	ʊ	aktuell	ak'tʊɛl
i:	viel	fi:l	ʊ	Pult	pʊlt
ɨ	Studie	'ʃtu:djə	ʊə	Ueli	'ʊɛli
ɪ	bist	bɪst	ʊj	pfui	pʃʊj
ɪə	Brienz	brɪənts	v	was	vas
j	ja	ja:	x	Bach	bax
k	kalt	kalt	y	Mykene	my'ke:nə
l	Last	last	y:	Rübe	'ry:bə
l̥	Nabel	'na:bl̥	ÿ	Tuileries	tɥilə'ri:ən
m	Mast	mast	ɣ	füllt	fɪlt
ɱ	grossem	'gro:sɱ	ɣə	Rüegg	rɣək
n	Naht	na:t	z	Hase	'ha:zə
ɳ	baden	'ba:dɳ	ʒ	Genie	ʒe'ni:
ŋ	lang	laŋ	l	beamtet	bə' amtət

- Ammon, Ulrich:** Die Deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin 1995
- Ammon, Ulrich u.a. (Hrsg.):** Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin/New York 2004
- Aschwanden, Felix, Clauss, Walter:** Urner Mundartwörterbuch. Altdorf 1982
- Baur, Arthur:** Grüezi Mitenand. Praktische Sprachlehre des Schweizerdeutschen. Winterthur, 10. Aufl. 1992
- Bernhard, Barbara Maria:** Sprechtraining. Professionell Sprechen – auf der Bühne und am Mikrofon. Wien 2002
- Bickel, Hans, Schläpfer, Robert (Hrsg.):** Die viersprachige Schweiz. Aarau 2000
- Bigler, Ingrid u.a.:** Unser Wortschatz. Schweizer Wörterbuch der deutschen Sprache. Zürich, 2. Aufl. 1994
- Bösch, Bruno (Hrsg.):** Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz. Eine Wegleitung. Zürich 1957
- Buzan, Tony, Buzan, Barry:** Das Mind-Map-Buch. Landsberg, 2. Aufl. 1997
- Dieth, Eugen:** Schwyzertütschi Dialäktschrift. Aarau, 2. Aufl. 1986
- Duden – Aussprachewörterbuch.** Wörterbuch der deutschen Standardaussprache, bearbeitet von Max Mangold. Mannheim, 6. Aufl. 2005
- Eckert, Hartwig, Laver, John:** Menschen und ihre Stimmen. Aspekte der vokalen Kommunikation. Weinheim 1994
- Färber, Marco, Selg, Casper:** Informationsjournalismus bei Schweizer Radio DRS. Basel 2003
- Fiehler, Reinhard, Barden, Birgit, Elstermann, Mechthild, Kraft, Mechthild:** Eigenschaften gesprochener Sprache. Tübingen 2004
- Fischer, Ludwig:** Luzerndeutsche Grammatik. Hitzkirch 1989
- Geiger, Werner:** Feedback – explizit, differenziert, systematisch, ritualisiert. Feedbackmethoden in der Sprechausbildung von Redakteuren und Redakteurinnen am Mikrofon. In: **Slembek, Edith, Geissner, Hellmut:** Feedback. Das Selbstbild im Spiegel der Fremdbilder. St. Ingbert, 2. Aufl. 2001

- Geissner**, Hellmut: Der Fünfsatz. Ein Kapitel Redetheorie und Redepädagogik. Wirkendes Wort 4, 1968, S. 258–278
- Geissner**, Hellmut: Sprecherziehung. Didaktik und Methodik der mündlichen Kommunikation. Frankfurt am Main, 2. Aufl. 1986
- Geissner**, Hellmut: mündlich : schriftlich. Sprechwissenschaftliche Analysen «freigesprochener» und «vorgelesener» Berichte. Frankfurt am Main 1988
- Geissner**, Hellmut: Sprechwissenschaft. Theorie der mündlichen Kommunikation. Frankfurt am Main, 2. Aufl. 1988
- Geissner**, Hellmut: Vor Lautsprecher und Mattscheibe. Medienkritische Arbeiten 1965–1990. St. Ingbert 1991
- Geissner**, Hellmut: Kommunikationspädagogik. Transformationen der «Sprech»-erziehung. St. Ingbert 2000
- Geissner**, Hellmut, **Wachtel**, Stefan: Schreiben fürs Hören. Stichwortkonzepte aus dem Training von Hörfunk- und Fernsehmoderatoren. Muttersprache 3/2003, S. 193–207
- Gundermann**, Horst: Heiserkeit und Stimmschwäche. Stuttgart, 2. Aufl. 1989
- Haas**, Walter: Die deutschsprachige Schweiz. In: **Bickel**, Hans, **Schläpfer**, Robert (Hrsg.): Die Viersprachige Schweiz. Aarau, 2000. S. 57–138
- Häcki Buhofer**, Annelies (Hrsg.): Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte. Basel 2000
- Häusermann**, Jürg, **Käppeli**, Heiner: Rhetorik für Radio und Fernsehen. Aarau 1986
- Hengartner**, Thomas, **Niederhauser**, Jürg: Phonetik, Phonologie und phonetische Transkription. Aarau 1993
- Hermann**, Inge, **Krol**, Reinhard, **Bauer**, Gabi: Das Moderationshandbuch. Tübingen 2002
- Hirschfeld**, Ursula, **Ulbrich**, Christiane: Untersuchungen zu prosodischen Merkmalen der Standardaussprache der Bundesrepublik Deutschland und der deutschsprachigen Schweiz. In: Festschrift für Max Mangold, Phonus 6, Ipus, Saarbrücken 2002

Literaturverzeichnis

Hofer, Madeleine: Feedback im Einzelcoaching am Beispiel der Arbeit mit Journalist/innen. In: **Slembek**, Edith, **Geissner**, Hellmut: Feedback. Das Selbstbild im Spiegel der Fremdbilder. St. Ingbert, 2. Aufl. 2001

Hove, Ingrid: Die Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz. Tübingen 2002

Hüppi, Hans-Martin: Sprecherziehung. Anweisungen und Übungen für Deutschschweizer. Frauenfeld 1970

Kreuzer, Ursula, **Pawlowski**, Klaus: Deutsche Hochlautung. Praktische Aussprachelehre. München 1971

Lötscher, Andreas: Schweizerdeutsch. Geschichte, Dialekte, Gebrauch. Frauenfeld/Stuttgart 1983

Mangold, Max: A Swiss Pronouncing Gazetteer. Forum Phonetikum 56. Frankfurt am Main 1994

Meyer, Kurt: Das Schweizer Wörterbuch. Wie sagt man in der Schweiz? Frauenfeld 2006

Pabst-Weinschenk, Marita: Reden im Studium: Ein Trainingsprogramm. Frankfurt am Main 1995

Pabst-Weinschenk, Marita (Hrsg.): Grundlagen der Sprechwissenschaft und Sprecherziehung. München 2004

Panizzolo, Paola: Die schweizerische Variante des Hochdeutschen. Marburg 1982

Pawlowski, Klaus: Strukturiert aufschreiben oder der sanfte Weg zum Stichwortzettel. In: Zeitschrift «Sprechen», Nr. 15, 1997

Pawlowski, Klaus: Grundlagen der Hörfunkmoderation. Münster 2004

Ramseyer, Markus: Mundart und Standardsprache im Radio der deutschen und rätoromanischen Schweiz. Aarau 1988

Reilstab, Felix: Sprechtechnikübungen. Wädenswil, 7. Aufl. 1998

Rico, Gabriele L.: Garantiert schreiben lernen. Reinbek bei Hamburg, 10. Aufl. 2004

Rossié, Michael: Sprechertraining. Texte präsentieren in Radio, Fernsehen und vor Publikum. München 2000

- Rossié, Michael:** Frei sprechen in Radio, Fernsehen und vor Publikum. Berlin 2004
- Rüegger, Beat, Schläpfer, Robert, Stolz, Fritz:** Mundart und Standardsprache im reformierten Gottesdienst. Aarau 1996
- Schäuffele, Fritz:** Deutsch, Dötsch und andere schwere Sprachen. Ein Vademecum für Mikrofonbenützer der Deutschschweiz. Bern 1970
- Schobinger, Viktor:** Zürichdeutsche Kurzgrammatik. Zürich 1984
- Schobinger, Viktor:** Züritüütsch. Zürich, erw. Neuauflage 1993
- Schobinger, Viktor:** Sait me soo oder andersch? Dialäkt zum naaschlaa wien im Wörterbuech. Zürich 2001
- Schwitalla, Johannes:** Gesprochenes Deutsch. Berlin 2003
- Siebenhaar, Beat, Vögeli, Walter:** Mundart und Hochdeutsch im Vergleich. In: **Sieber, Peter, Sitta, Horst:** Mundart und Hochdeutsch im Unterricht. Aarau 1988
- Siebenhaar, Beat, Wyler, Alfred:** Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz. Zürich 1997
- Sieber, Peter, Sitta, Horst:** Mundart und Standardsprache als Problem der Schule. Aarau 1986
- Siebs – Deutsche Aussprache.** Reine und gemässigte Hochlautung. Berlin, 19. Aufl. 1969
- Stengel, Ingeborg, Strauch, Theo:** Stimme und Person. Stuttgart 1999
- Suter, Rudolf:** Baseldeutsch-Grammatik. Basel 1976
- Suter, Rudolf:** Baseldeutsch-Wörterbuch. Basel 1984
- Trabant, Jürgen:** Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache. Frankfurt am Main 1998
- Trojan, Felix:** Deutsche Satzbetonung. Grundsätze und Übungen. Wien 1961
- Von Essen, Otto:** Grundzüge der hochdeutschen Satzintonation. Ratingen 1964
- Von Foerster, Heinz:** Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke. Frankfurt 1997

Literaturverzeichnis

Von La Roche, Walther, Buchholz, Axel (Hrsg.): Radio-Journalismus. München, 3. Aufl. 1986

Wachtel, Stefan: Sprechen und Moderieren in Hörfunk und Fernsehen. Konstanz 2003

Weber, Albert, Bächtold, Jacques M.: Zürichdeutsches Wörterbuch. Zürich, 3. Aufl. 1983

Winkler, Christian: Deutsche Sprechkunde und Sprecherziehung. Düsseldorf, 2. Aufl. 1969

Wyler, Alfred: Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz. Zürich, 3. Aufl. 1989

- 1) Bickel, Hans (2001): Schweizerhochdeutsch: kein minderwertiges Hochdeutsch! Das Deutsche als plurizentrische Sprache aus Schweizer Sicht. <http://tinyurl.com/r9of7>
- 2) Das Chochichästli-Orakel. <http://dialects.from.ch/>
- 3) Deutsche Gesellschaft für Sprechwissenschaft und Sprecherziehung e.V. <http://www.dgss.de/>
- 4) Die vier Landessprachen. Swissworld. <http://tinyurl.com/owg64>
- 5) Häsler, Katrin, Hove, Ingrid, Siebenhaar, Beat: Die Prosodie des Schweizerdeutschen – Erkenntnisse aus der sprachsynthetischen Modellierung von Dialekten. Linguistik online. <http://tinyurl.com/pwaey>
- 6) Käppli, Heiner, Häusermann, Jürg: «Frei formulieren» unter dem Titel: Regeln für eine mediengerechte Sprache. Mediaculture online. <http://tinyurl.com/n8vkv>
- 7) Knill+Knill Kommunikationsberatung. <http://www.rhetorik.ch/>
- 8) Leitbild Schweizer Radio DRS. <http://tinyurl.com/f5wcs>
- 9) Nietzsche Fragmente 1882–1885, § 296. <http://tinyurl.com/e6eyf>
- 10) Publizistisches Leitbild Schweizer Radio DRS. <http://tinyurl.com/o67nw>
- 10) Sammlung Schweizerdeutscher Dialektwörter und -begriffe. <http://www.dialektwoerter.ch>
- 11) Scharloth, Joachim: Zwischen Fremdsprache und nationaler Varietät. Untersuchungen zum Plurizentritätsbewusstsein der Deutschschweizer. <http://tinyurl.com/ljb3s>
- 12) Schweizer Mundartmusik – Texte. <http://tinyurl.com/jwtv3>
- 13) Selbsttest: Verstehe ich die Sprache der Jungen/der Alten? <http://tinyurl.com/mwclr>
- 14) Siebenhaar, Beat, Wyler, Alfred: Dialekt und Hochsprache in der Deutschsprachigen Schweiz. Zürich 1997, 5. Aufl. <http://tinyurl.com/qjjuk>
- 15) Tipps und Checklisten für Ihren Auftritt. <http://www.reden.ch/>
- 16) Unsere Stimme. WDR Fernsehen. <http://www.quarks.de/dyn/6771.phtml>
- 17) Vom Handwerk der Redekunst. <http://www.rhetorik-netz.de/>
- 18) Webseite zu den Deutschschweizer Dialekten. <http://www.dialekt.ch/>

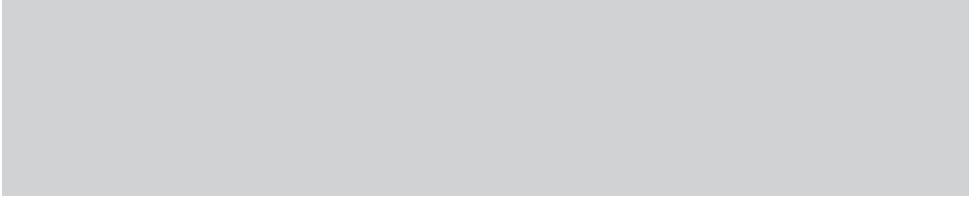
Links

19) Werlen, Erika: Jugendsprache in der Deutschschweiz. Online-Zeitschrift der Schweizerischen Akademischen Gesellschaft für Germanistik SAGG 1/2002.

http://www.sagg.ch/1_02/werlen.html

20) Wie wir hören. WDR Fernsehen. <http://www.quarks.de/hoeren/index.htm>

Stand: September 2006



Impressum

Herausgeber:

Schweizer Radio DRS, Ausbildung

Autorin, Autoren:

Werner Geiger

Madeleine Hofer

Thomas Kropf

Robert Schmid

Gestaltung, Produktion:

Hofgrafen GmbH, Zürich

Werner P. Eheim

Druck:

Fratelli Roda SA, Taverna

1. Auflage:

2006 (1000 Ex.)

2. unveränderte Auflage:

2008 (1000 Ex.)

Copyright:

Schweizer Radio DRS

